

Die Garterlaube

Meiner Roman



Sein treuer Helfer

Aufn. Scherl

30 Pf. zuzüglich ortsübl.
Zustellungsgebühr
60 Groschen. 10 cents U.S.A.

Vom Ohr zum Herzen

Mutter Margot. Sie haben Streit mit Ihrem Mann darüber, ob Sie Ihrem neunjährigen Buben erlauben sollen, täglich zum Schwimmen zu gehen.

Ihre Frage müssen Sie an einen Arzt richten. Ich möchte Ihnen hier nur raten, vorsichtig zu sein und, wenn Sie merken, daß das Kind abends sehr aufgereggt ist, das Schwimmen einzuschränken. Ihr Mann hat schon recht, wenn er für Abhärtung eintritt, aber es ist sehr gefährlich, über das gute Maß hinauszugehen. Wenn Sie bei dem Kind schon den Eindruck von Nervosität haben, müssen Sie in der Frage des Badens unbedingt einen Arzt zu Rate ziehen.

Rosel, 17. Sie sind siebzehn Jahre alt und beklagen sich über Ihre Freundin, die Sie immer damit „aufzieht“, daß Sie für Filmstars schwärmen, und Sie vor andern damit lächerlich macht.

Daß diese Freundin Sie gern vor andern Leuten foppt, finde auch ich nicht gerade sehr freundlich. Es ist nun aber leider so, daß der Spott dem Spötter gerade dann besonders Spaß macht, wenn er sein Publikum dabei hat. Nehmen Sie es nicht so tragisch und schwärmen Sie ruhig weiter!

G. Sch. Sie leben in langjähriger glücklicher Ehe, leiden aber darunter, daß Ihr Mann wenig Verständnis für Erhaltung und Verschönerung Ihres Heimes besitzt.

Ich finde es sehr anerkennenswert von Ihnen, daß Sie den sportlichen Wünschen Ihres Mannes freundliches Verständnis entgegenbringen und tapfer mitgespart haben, damit er sich ein Motorrad kaufen konnte. Ich würde mich aber an Ihrer Stelle in dieser Handlungsweise auch dadurch nicht irremachen lassen, daß Ihr Mann jetzt die Wohnung noch nicht tapezieren lassen will, obwohl Sie es für dringend nötig halten! Erwiesene Freundlichkeiten soll man niemals nachträglich vorwerfen. Ich verstehe aber auch die Entrüstung Ihres hausfraulichen Herzens sehr gut, nur würde ich Ihnen raten, in liebenswürdigster Form einen kleinen, weiblichen Krieg zu eröffnen, solche Superlative wie „niemals“ und „immer“ möglichst aus dem Spiel zu lassen und, wenn wirklich alle Liebesmühe an dem „gepanzerten“ ehemännlichen Herzen zunichte werden sollte, den häuslichen Frieden über die Tapetenfrage zu stellen.

Freundschaft, Inge. Sie beklagen sich darüber, daß eine Freundin, mit der Sie durch viel gemeinsam erlebtes Leid und durch geteilte Freuden sehr eng verbunden sind, Ihnen jetzt, wo Sie räumlich getrennt sind, nicht schreibt, und sehen darin eine ungerechte Vernachlässigung.

Ich halte Ihr Urteil für übereilt. Das Schweigen Ihrer Freundin braucht noch kein Beweis für Gleichgültigkeit zu sein. Einmal ist es

nicht jedem Menschen gegeben, seine Gefühle in schriftlichen Auseinandersetzungen weiterzugeben; und zweitens wissen Sie doch gar nicht, ob nicht vielleicht sehr schwerwiegende Gründe für dieses Schweigen vorhanden sind, die gar nichts mit Ihrer Freundschaft zu tun zu haben brauchen. Hinter Ihrer Darstellung scheint mir ein sehr wesentlicher Gedankenfehler zu stecken; Sie sprechen von Enttäuschung und Versagen. Ich glaube, wenn ein Mensch einem echte Freundschaft erwiesen hat, wenn er einem in schwerer Zeit Güte und Hilfe geschenkt hat — wie Sie es von Ihrer Freundin zugeben —, dann darf man ihn auch dann nicht gleich verurteilen, wenn er einmal anders handelt, als man erwartet, dann darf man ihn selbst um eines Versagens willen nicht gleich für die Ewigkeit verwerfen, denn kein Mensch kann von sich sagen, daß er selber niemals versagen wird.

Frau Thea. Sie sind empört darüber, daß Ihr Mann Ihnen Vorwürfe macht, weil Sie sich im Strandbad von fremden jungen Leuten im Badeanzug photographieren ließen.

Die schriftliche Darstellung Ihres Rechts zeugt zwar von erfreulichem Temperament, aber für eine genaue Beurteilung Ihrer Streitfrage wäre die Einsendung des betr. Bildes wichtiger gewesen. Denn es hängt natürlich viel davon ab, was für eine Aufnahme gemacht worden ist. Im übrigen kann ich Ihrem Mann nicht so unrecht geben; eine derartige Photographie ist etwas viel zu Persönliches, als daß man sie aus den Händen gibt, ohne den Empfänger zu kennen, und als Frau müßten Sie es Ihrem Mann eher übelnehmen, wenn er dagegen gleichgültig wäre. „Harmlosigkeit“ ist nicht immer ein Vorteil und nicht immer — echt.

Ilse. Sie sind seit drei Jahren glücklich verheiratet, aber in einer Beziehung sind Sie mit Ihrem Mann sehr unzufrieden: er ist Ihnen nicht ehrgeizig genug. Er hat zwar eine gute Stellung und sicheres Auskommen, aber — und nun kommt eine ganze Reihe von „aber“.

Liebe Frau Ilse, haben Sie Ihren Namen auch vollständig angegeben? Ich möchte Ihnen fast mit einem Märchen antworten, und das beginnt so: Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die lebten in einem Eßigkrug. Und dann kommt ein so nettes Verschen darin vor, und der arme Mann muß immer sagen: „Meine Frau, die Ilsebill, will nicht so, als ich wohl will“. Zugegeben, ein bißchen „Ilsebill“ steckt wohl in jeder Frau, und solange es nur ein bißchen ist, hat dies sogar sein Gutes. Wenn aber der Ehrgeiz schon so weit geht, daß man dem Mann jedes höhere Einkommen seiner Kollegen vorrechnet, daß schon die eleganteren Kleider der „Chefeuse“ zu einem dauernden Etachel werden, dann nähert sich die Geschichte schon bedenklich jenem Märchen von der Ilsebill, das übrigens Ihr Mann Ihnen einmal auf den Geburtstagstisch legen sollte. Mißverstehen Sie meinen Scherz nicht; es ist besser, sich von einem Märchen belehren zu lassen, ehe sich das Leben selber einmischt.



Junewirth, Herbstblumen

Bildgröße 60:47,5 cm

Scherl drucke

65 verschiedene Darstellungen nach
Gemälden erster Künstler j e t z t

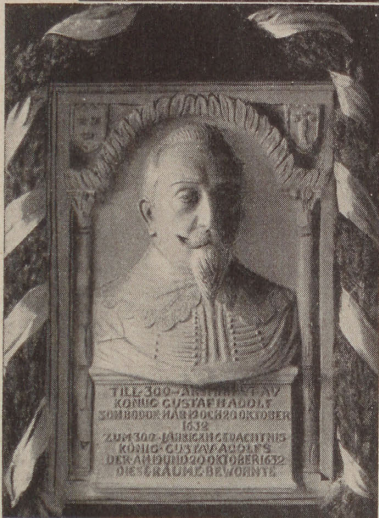
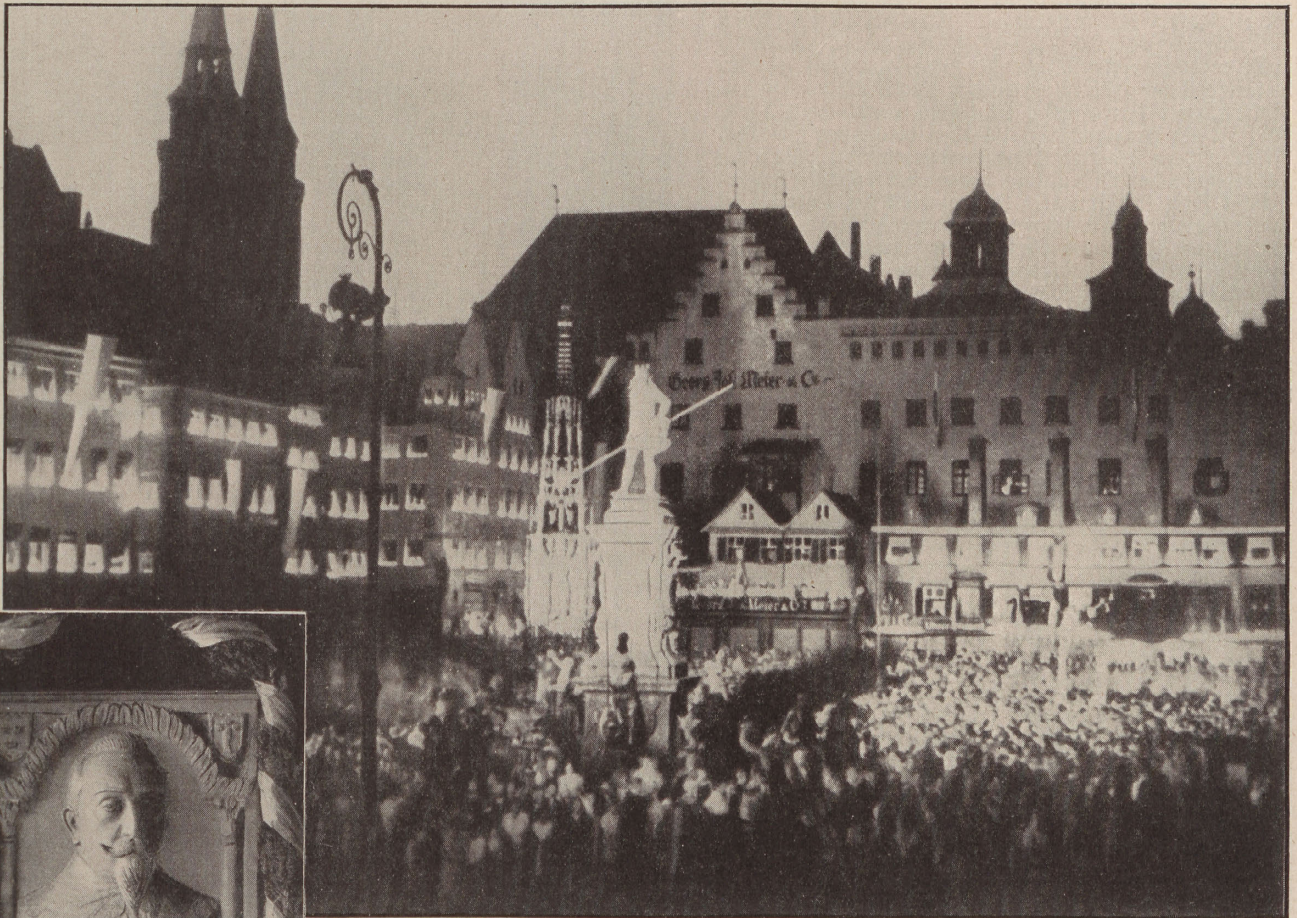
Mark 5.—

Verlangen Sie illustrierten Katalog
mit 209 Abbildungen für 50 Pfennig.

In allen Buch- und Kunsthandlungen erhältlich
oder

KUNSTVERLAG SCHERL,
B E R L I N S W 6 8

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal, überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Bezugsstellen darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 6-spaltige Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif. Aufnahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Scherl G. m. b. H. Hauptschriftleitung: Heinz A m e l u n g in Berlin. Zu Stereotyp für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: A o b e r t W o h r, Wien, Domgasse 4. Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. F i e n i a t, Berlin. — Nachdruck verboten. — Samtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einsendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35–41. — Sprechzeit der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11–1 Uhr. Verlag Ernst Reil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig. Druck: August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Gustav-Adolf-Feiern

Nürnberg, Dinkelsbühl und Rothenburg, in deren Umgebung vor 300 Jahren die Kämpfe zwischen Schweden und Kaiserlichen tobten, stehen im Zeichen des Gustav-Adolf-Jahres. Unser Bild zeigt eine nächtliche Kundgebung auf dem Nürnberger Marktplatz

Links: Eine Gedenktafel in Rothenburg o. d. Tauber mit einer Inschrift in deutscher und schwedischer Sprache. Zahlreiche Vertreter der schwedischen Armee sowie Angehörige der Kirche und der Universitäten hatten sich als Ehrengäste der Feierlichkeiten eingefunden
Aufn. Schwab



Die Sieger des Europa-Rundflugs 1932

werden nach ihrer Ankunft auf dem Tempelhofer Feld stürmisch begrüßt. Von links nach rechts: Poss (Deutschland) II. Preis, Zwirko (Polen) I. Preis, Morzik (Deutschland) III. Preis

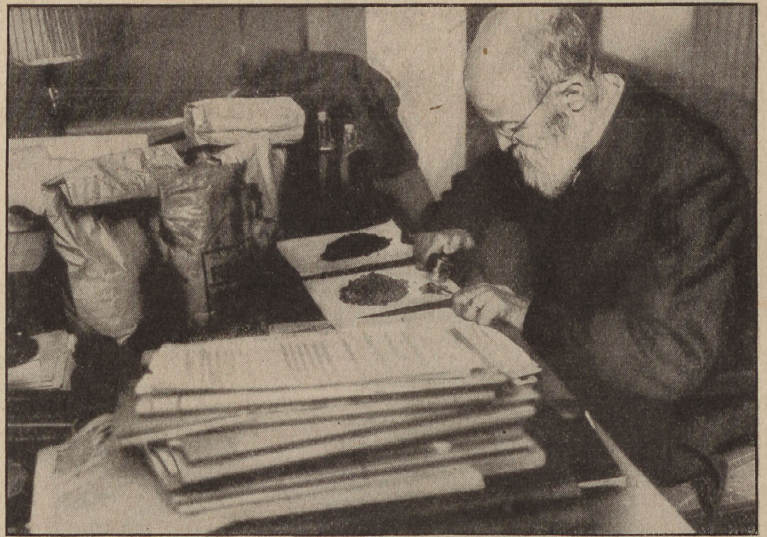


Das neue Reichspräsidentium

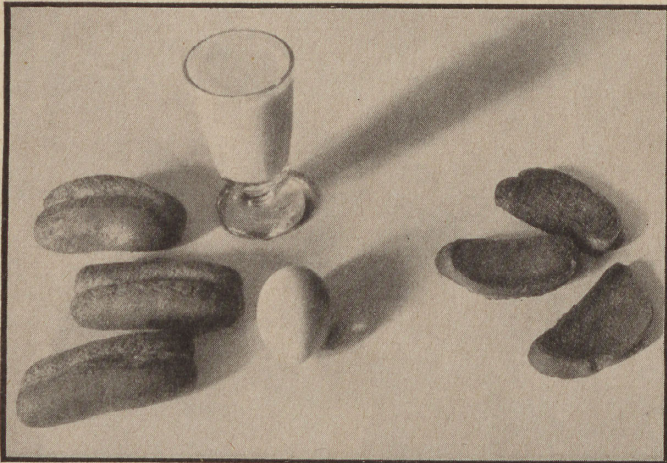
In der Eröffnungssitzung des neugewählten Reichstages wurde der nationalsozialistische Abgeordnete Göring (zweiter v. r.) zum Präsidenten gewählt. Erster Vizepräsident wurde der Zentrumsabgeordnete Esser (zweiter v. l.), Zweiter der Deutschnationale Graef (Thüringen (l.)) und Dritter der Abgeordnete Rauch der Bayerischen Volkspartei (r.)

Ein Frühstück aus Abfallstoffen

Die chemische Forschung wird in der Öffentlichkeit in den weitaus meisten Fällen als eine Art Geheimwissenschaft betrachtet, deren praktischer Wert nur sehr zweifelhaften Charakters sei. Man weiß zwar, daß die Chemie bemüht ist, das Rätsel der Stoffe durch alle möglichen Verfahren zu lösen, und daß es der Chemie sogar möglich geworden ist, Methoden zu ersinnen, mit denen man Stoffe so verwandeln kann, daß sie ein ganz anderes Aussehen bekommen und auch ganz anders geartete Eigenschaften erhalten, aber die wirtschaftliche Bedeutung dieser Wissenschaft unterschätzt man fast immer. Ist es nicht die Chemie gewesen, die aus dem schwarzen Steinkohlenteer, für den man lange Zeit keine Verwendung wußte, die herrlichsten Farben und wundervollsten Heilmittel erzeugen lehrte? Hat nicht die Chemie das Wunder fertiggebracht, den Stickstoff der Luft zu binden, um Gärten, Felder und Wiesen unabhängig von der Einfuhr natürlicher Düngemittel ertragreicher zu gestalten und das ehemalige Abfallprodukt der Abraumsalze zu einem



Caspar Schmitt, der Heidelberger Nahrungsmittel-Chemiker bei seinen Versuchen



Die drei Zwiebacke haben denselben Nährwert wie die übrigen dargestellten Speisen zusammen

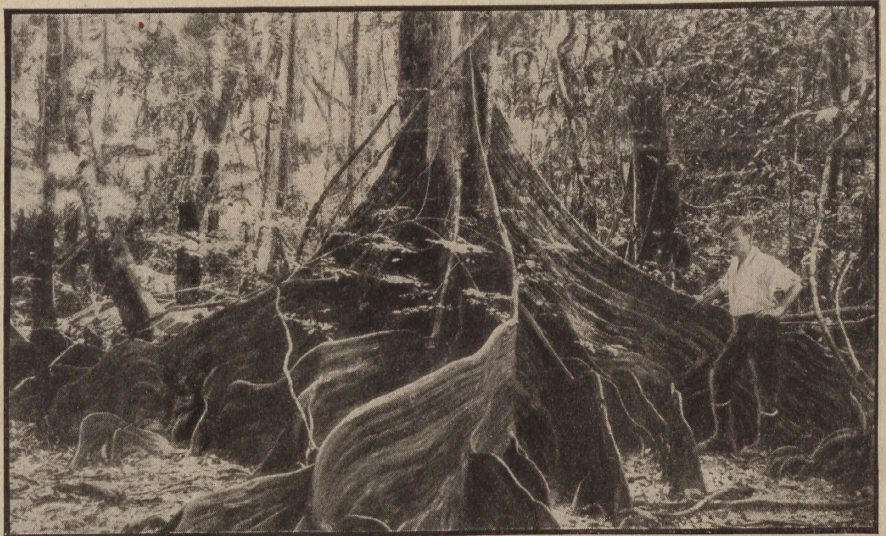
Aufnahmen Weltrundschau

Wirtschaftsfaktor ersten Ranges zu erheben? Und jetzt ist es dem deutschen Nahrungsmittelchemiker Caspar Schmitt sogar möglich geworden, die Abfallprodukte des Samens der Baumwolle zu verwerten, die man noch bis vor kurzer Zeit verbrennen mußte, weil man nichts damit anzufangen wußte. Schmitt hat festgestellt, daß durch Ausziehen der entölten Baumwollsamenskörner ein Mehl erhalten werden kann, das durch seinen Gehalt an Eiweiß, Nährsalzen und Phosphorsäure ein ausgezeichnetes Kräftigungsmittel darstellt. Da das Mehl fast geschmack- und geruchlos ist, kann es bei den verschiedensten Nahrungsmitteln als Zusatz gebraucht werden. So hat man damit als Beigabe zu Kaffee und Kakao ausgezeichnete Erfahrungen gemacht und den Nährwert von Brot, Zwieback und sonstigen Backwaren nicht unwesentlich verbessern können. Angeblich sollen nach medizinischen und nahrungsmitteltechnischen Gutachten sogar sämtliche Vitamine in dem neuen Mehl enthalten sein, eine Angabe, die allerdings nach dem chemischen Verarbeitungsprozeß, dem die Baumwollsaat unterworfen werden muß, kaum glaubhaft erscheint. Nach dem Schmittschen Verfahren arbeiten heute in Ägypten und Südosteuropa bereits zahlreiche Fabriken. H. Kl.

Naturseltenheiten

Dieses *Crinum asiaticum* (Fakelilie) ist ein Zwiebelgewächs der Tropenländer; es ist ungefähr dreißig Jahre alt. Die Zwiebel hat einen Umfang von 35 Zentimeter, die Blätter, bis 11 Zentimeter breit und 75 Zentimeter lang, wachsen von oben heraus und stehen reihenförmig um den dicken Stiel. Die doldenförmige Blüte besteht aus acht großen, weißen, gestielten

Aufn. Martha Hager, Dortmund



Aufn. Shepstone

Blütenkelchen; sie sitzt auf einem 100 Zentimeter hohen, nackten Schaft, der seitlich aus der Zwiebel herauswächst. Die Blüten verbreiten einen wohlriechenden Duft. In der Heimat des *Crinum* wird die Zwiebel als Heilmittel für Wunden und, da sie heftiges Erbrechen bewirkt, bei Vergiftungserscheinungen angewendet.

Aspidomorpha excelsum (oben), auch „Paddelbootbaum“ genannt, findet sich in den Wäldern von Guinea. Durch die kreisförmige Anordnung der starken, plankenförmigen Wurzeln ist der Baum fest verankert und gegen Wirbelstürme gesichert. Teilweise erreichen die Wurzeln eine solche Höhe, daß sich mehrere Menschen ohne Schwierigkeit in ihnen, aufrechtstehend, verbergen können. Die Wurzelpanken werden um ihrer Leichtigkeit und Elastizität halber von den Eingeborenen zum Kanubau verwendet; in feuchtem Zustand lassen sie sich gut biegen und geben nach vollständigem Austrocknen ein zuverlässiges Fahrzeug ab.

Die Gartenlaube



„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“

*

Illustriertes Familienblatt

*

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Keil in Leipzig

Die Frau ZWISCHEN Noch und Schon

ROMAN VON HANS RICHTER

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin

Der cand. med. Leo Persenn — mit dem Ton auf dem letzten A — marschierte nun schon seit einer Viertelstunde vor der Landwirtschaftlichen Hochschule in der Invalidenstraße auf und ab. Zuerst war der Weg von einem Drehpunkt bis zum anderen ziemlich lang gewesen; Persenn hatte sogar einen Abstecher gemacht, um Zigaretten zu kaufen. Dann verkürzte er die Abstände, sah nach der Uhr, überlegte, ob er in das Gebäude hineingehen solle, ob Rena vielleicht gerade in dem Augenblick, in dem er in dem Laden gewesen war, herausgekommen sein könne, ob sie krank sei, ob —

Aber auch von den anderen, die bei Hansing Agrarpolitik hörten, war noch nichts zu sehen gewesen. Natürlich hielt der wieder das berühmte Spezialkolleg nach der eigentlichen Vorlesung ab, und besonders der weibliche Teil der Hörer konnte sich von dem interessanten Professor nicht trennen.

Die Mädchen waren doch reichlich albern. Lieber Gott, wenn er noch daran dachte, wie Irnchen Freihoff aus Güstrow — sie brauchte es keinem zu sagen, daß sie da geboren war, man sah es ihr an — in breitestem Mecklenburgisch von dem Professor erzählt hatte: „Ihr Mediziner habt ja keine Ahnung von so was! Ihr schneidet am Menschen herum oder stopft ihm Pillen in den Schlund und seid froh, wenn er nicht daran stirbt. Aber der —!“ Und dann folgte ein langer Lobeshymnus. Hansing war mit einer richtigen Kameltarawane durch die Sahara bis nach Timbuktu gezogen, um da Studien über die Bewässerungsmöglichkeiten und die Anlage von Palmenkulturen zu machen. Das war keine Buchweisheit, wenn er darüber redete. Man hörte die Kamele brüllen, sah die Sonne über dem blendenden Sand flimmern, spürte den Durst mit ihm, fror in dem scharfen Wüstenwind, der über die kahle Fläche fegte, sah die Heuschreckenschwärme. Und erst, wenn er von den Nächten im Urwald sprach oder vom Camp in Argentinien, von den wilden Ritten mit ausgemergelten Gauchos, mit denen er die Rinderherden umkreist hatte!

Daß sich Irnchen Freihoff, für die Medlenbung eine Welt war, begeisterte, war verständlich. Aber Rena, die Kluge, selbstichere Rena?

Jetzt kam wieder ein Schwarm aus dem Tor heraus. Landwirtschaftsöhne, Junkertypen, alle viel zu robust und gesund für die Luft eines Hörsaals. Mädchen dabei, drall wie Milchmädchen. Und mitten unter ihnen — na, jetzt würde es ja endlich werden! — Fips Benndorfs schwarzer Pagenkopf mit der frechen Stupsnase. Und unzertrennlich, trotz aller Gegenfälligkeit, neben ihr das semmelblonde Irnchen. Treu und brav hinter der natürlich Joseph Hartogg.

„Fips!“

Die Schwarze hatte sich aus. „Zieht nur weiter und besetzt einen Platz für mich mit in der Mensa! Ich komme gleich nach!“ rief sie den anderen zu. Und dann, zu dem Mediziner: „Morgen, Leo! Oder Mittag — ganz, wie du's willst! Du wartest natürlich auf Rena?“

Er machte ein vorwurfsvolles Gesicht. „Das akademische Viertel ist längst vorbei.“

Fips lachte. „Wirst wohl noch eine Weile hier rumlaufen können, armer Kerl! Hansing und Rena marschieren oben im Gang auf und ab und wälzen Probleme.“

„Was denn?“

„Weiß ich nicht. Uns hat sie nicht eingeweiht; überhaupt keinen Menschen. Aber im Vertrauen will ich's dir in dein Ohrwatschel flüstern: Mit Rena geht was vor!“

„Sei nicht so albern und rede lieber!“ Leo konnte nun einmal lange Einleitungen nicht vertragen.

Aber Fips war heute nicht auf kollegiale Grobheiten eingestellt. „Albern? Gutmütig bin ich, daß ich hier bei dir herumstehe und mir das Mittagessen von anderen wegfuttern lasse. Weil ich ein weiches Herz habe. Und du —?“

„Ist ja nicht so gemeint!“

„Dann sag's auch nicht so! Ich hab' genug Ärger in unsrer Bude. Die alte Müllern, die geduldigste Studentemutter und Inhaberin unsrer Villa Jugendheim in der

Schlegelstraße, hat's auch schon gemerkt. 'Fräulein Bendorf', hat sie gesagt, 'mit dem Fräulein Adriani, mit dem Fräulein Renate, da geht was vor! Die schreibt Briefe und trägt sie selber in den Kasten, wo doch alle Studenten, die bei mir wohnten, sie immer auf den Spiegel im Flur gelegt haben. Und dann bringt sie Zeitschriften mit und schließt sie immer gleich fort, damit ich sie nicht sehen soll. Solche Blätter sind's, die viele Anzeigen haben; und in denen streicht sie dann mit Rotstift herum!'

„Woher weiß denn die Müllern das?“

Fips lachte. „Unsere Kommoden kann man allesamt mit der Haarnadel aufpökeln! Es muß wirklich schlimm um Rena stehen, wenn sie daran nicht denkt. Seit einer Woche schließt sie sich abends in ihrer Bude ein, wo sie doch sonst immer bei mir oder bei Irnchen gehockt und es sogar geduldig mit angehört hat, wenn Irnchen und Joseph von der kleinen Landwirtschaft gefaselt haben, die sie später mal pachten wollen: er fürs Feld und sie für die Hühner.“

„Von dem Unsinn, den ihr Agrarier so verzapft, kann man schon mal genug kriegen!“ verteidigte Leo.

„So? Studiert Rena nicht etwa auch Landwirtschaft? Und meinst du etwa, sie wird was anderes damit als wir? Landwirtschaftliche Lehrerin an irgendeiner Mädchenschule oder so — und später alte Jungfer. Denn ans Heiraten denkt ihr Männer in eurem Egoismus ja schon lange nicht mehr!“

Leo sah tiefsinnig vor sich hin. „Woher willst du denn das wissen, Fips?“

Die wechselte unlogisch im Augenblick ihre Überzeugung und stellte sich auf die Mentalität Rena-Leo ein, ohne zu merken, daß sie nun für das Gegenteil kämpfte. „Bilde dir nur nicht ein, daß Rena an dich denkt und daß sie vielleicht Frau Landdokter in Poserufel werden will, mit Kleinauto und zerlesenen Zeitungen im Wartezimmer und mit einem Trampel von Dienstmädchen und mit —“ Sie überstolperte sich in ihrer eigenen bildhaften Ausmalung.

Leo Persenn besann sich auf seine männlich-logischen Pflichten. „Das sind alles Imponderabilien, meine liebe Fips“, mahnte er überlegen zur Sachlichkeit. „Erzähl mir greifbare Dinge, an die man sich halten kann!“

„Warum warst du die letzten Tage nicht draußen im Stadion?“ fragte sie dagegen.

„Weil ich in absehbarer Zeit meinen Doktor machen will. Ich hab' genug von dem allem hier.“

Sie sah ihn mitleidig an. „Doktor machen? Selbständig werden? Dann steht's schlimm um dich, armer Kerl! Also, wenn du lieber deine Augen aufgemacht hättest, dann würdest du allerlei gesehen haben: In vier Wochen sind die internen akademischen Frühjahrswettkämpfe!“

„Weiß ich. Rena hat gute Chancen: Wenn sie so weitermacht, kommt sie in die Mannschaft für die nächste Olympia.“

„Rena hat ihren Posten als Torwart in der Hockeymannschaft aufgegeben, und von ernstem Training ist bei ihr keine Rede mehr!“ triumphtierte Fips.

Jetzt war Leo doch betroffen. „Und was soll das alles bedeuten?“

„Weiß ich nicht. Frag sie selber! Da kommt sie!“ Fips drehte sich kurz um und ging rasch davon. Und dann noch, aus der Entfernung: „Biel Vergnüßen, ihr beiden! Geh ihr nur den Kopf zurecht, wenn du's fertigbringst! Männliche Überlegenheit und so — weißt ja!“

Das Mädels, das jetzt rasch durch den Vorgarten herankam, war von anderer Art, als die in dem Trupp vorhin gewesen waren. Mit Ausnahme von Fips Bendorf, die nun einmal das Lausbubenhafte in ihrem Wesen nicht verleugnen konnte, hatte Irnchens Typ überwogen. Diese

Renate Adriani aber hatte die ideale Sportlinie: lange Schenkel, schlanke Beine, Füße, die bei jedem Schritt in den Gelenken federten, knabenhafte, das Weibliche nur fein andeutende Konturen, darüber einen gut modellierten Kopf, aus dem graublaue Augen energisch in die Welt schauten. Den Typ unterstrich noch die Haartracht: Rena trug ihren blonden Schopf zurückgekämmt, ohne jede Welle und Weichheit; die eine Strähne, die manchmal nicht gehorchen wollte, wurde mit eigenwilliger Kopfbewegung zurückgeschleudert; ein rhythmisches Streichen der langen, dünnen Finger half hier und da nach. Überhaupt war alles, was sie tat, ausgeglichen und harmonisch, fließend in kraftvoller Bewegung. Ob sie nun draußen auf dem Rasenplatz den Speer schleuderte, ob sie mit Maske und Fechthandschuh die Florett Klinge blitzen ließ, ob sie ihre Lehrbücher zusammenpackte oder häusliche Einrichtungen in der gemeinsamen Bude ausführte — immer sah man ihr gern zu, immer freute man sich an dem beherrschten, in jedem Muskelspiel einem einheitlichen Willen gehorchenden Körper.

Die Aktentasche mit den Büchern trug sie unter dem linken Arm, die Kappe in der Hand, den um den Hals mit Pelz besetzten dunkelgrauen Mantel offen. Darunter sah man den karierten Sportrock, den Leo besonders an ihr liebte, die weiße, hochgeschlossene Bluse und den Langschlips. Sie ging auf den Mann zu und gab ihm die Hand. „Tagchen, Leo! Dich hab' ich nicht hier erwartet.“

„Aber ich warte schon seit einer halben Stunde auf dich!“

Sie überhörte den Vorwurf in seinem Ton. „Ich denke, du steckst mitten in deiner Doktorarbeit und sitzt in der Staatsbibliothek? Neulich haben wir das ganze Zeug, das du brauchst, doch noch miteinander herausgesucht. Die Bücher liegen sicher längst da.“

„Möglich“, brummte er einsilbig. Er hatte ihre linke Seite genommen und schritt neben ihr die Invalidenstraße auf den Stettiner Bahnhof zu. „Gehst du in die Mensa?“

„Nein.“

„Auf die Bude?“

„Auch nicht.“

„Versteh' ich nicht.“

Sie blieb stehen und sah ihn an. „Ich bin dir doch eigentlich keine Rechenschaft über das schuldig, was ich tue und warum ich etwas tue?“

Er blieb trozig. „Wir kennen uns doch genau genug, und wir sind so lange zusammen, daß ich ein Recht habe —“

„Du ein Recht?“ unterbrach sie ihn. „Worauf willst du ein Recht haben? Und wie begründest du das? Ich studiere das dritte Semester hier in Berlin und du auch. Ihr Mediziner eßt in unserer Mensa ... Das ist Zufall; eben-sogut hättest du woanders essen können. Wir haben gemeinsam draußen im Stadion trainiert und trainieren noch; wir sind beide jung, in Leichtathletik ganz brauchbar, wenn du dich auch in der letzten Zeit sichtlich vernachlässigst. Willst du mir nun, bitte, sagen, welche 'Rechte' auf mich du aus alledem ableitest?“

Er biß sich auf die Lippen. „Mit deiner Kaltchnäuzigkeit kannst du mich heute nicht verletzen, wenn du es auch darauf anlegst. Miteinander trainieren und miteinander essen, das können andere natürlich auch. Aber ich denke doch: Zwischen uns ist mehr.“

„Hör mal!“ sagte sie brüsk. „Ewig stehenbleiben können wir hier nicht. Wenn du doch nichts Besseres zu tun weißt, kannst du mich die Karlstraße entlang gern begleiten. Du hältst sonst ja doch keine Ruhe.“

„Karlstraße?“

„Ich hab' eine Besprechung in einem Hotel Unter den Linden.“ Sie versuchte, das so nebenbei zu sagen, aber ihre Stimme zitterte doch. Nun war es heraus! Nun würde er

fragen und fragen! Jetzt gab es den Kampf, auf den sie sich seit Tagen vorbereitete.

Er wollte stehenbleiben, aber Rena ging ruhig weiter. „Wenn du mit mir reden willst, dann, bitte, im Gehen! Ich hab' keine Zeit . . . Und, um das alles abzukürzen, denn Fips hat vorhin doch geklatscht: Ich habe mit Hansing so lange verhandelt, weil der mir zu reden wollte, in der Hockeymannschaft zu bleiben. Aber es geht wirklich nicht, und draußen im Stadion wirst du mich wahrscheinlich auch nicht mehr sehen: Ich nehme einen Posten im Ausland an.“

„Rena!“

Sein betroffener Ton reizte sie. „Das mit dem Studententum und dem Sport, das ist ja alles ganz schön und gut, Leo, aber wir verflügelnd damit und drehn uns immer im Kreise herum. Wie geht denn das so den ganzen Tag bei dir und bei mir und bei Irmchen, von Fips will ich gar nicht erst reden: Sportplatz, Kolleg, Mensa, Bude! und was auf der Bude geschwagt wird, das ist auch nicht viel wert. Das machen wir sechs oder acht Semester hintereinander; dann kommt das Examen, und dann sollen wir als fertige Menschen anderen etwas beibringen. Lächerlich ist das!“

Ihr elementarer Gefühlsausbruch traf ihn völlig unvorbereitet, so daß er vergaß, wovon er eigentlich hatte reden wollen. „Aber wie soll es denn sonst sein?“ stotterte er verlegen.

„Anders, Leo. Alles, was sich jetzt ‚Jugend‘ nennt, das hat eine viel zu große Klappe, und das hat nicht zuwenig Rechte, sondern zuviel! Das bekommt uns nicht, und deshalb sitzen wir alle wie Buddha da und bewundern unsern eigenen Nabel. Wir sind mit uns ganz und gar einverstanden; und ob andere das auch sind, das kümmert uns nicht. Zur Kunst beispielsweise haben wir keinen rechten Abstand, und von der Welt sehen und wissen wir so gut wie nichts. So rutschen wir eines schönen Tages in den Beruf und sind Spießbürger und merken es gar nicht.“

„Ja, aber was hat das mit dem Auslandsposten zu tun, den du annehmen willst?“

„Wenn ich genug Geld hätte, dann würde ich ein Semester schießen lassen und reisen.“

„In die Sahara oder nach Argentinien in den Camp?“ höhnte er. „Ich will dir sagen, was los ist: Der Hansing hat euch Mädeln allen den Kopf verdreht mit seinen essayistischen Kollegs. Wie eine Seuche ist das. Irmchen, Fips — meinetwegen . . . Aber dich hätte ich für klüger gehalten, Rena!“

Es war immer schwer gewesen, in dem Gesicht des Mädchens einen Gedanken zu lesen. So tappte Leo auch heute wieder im Dunkeln und wußte nicht, ob die seiner Ansicht nach feingeschliffenen spitzen Pfeile, mit denen er sie treffen und reizen wollte, ihr Ziel erreicht oder verfehlt hatten.

Jetzt ging sie gerade auf ihr Ziel los. „Ich würde ein Semester schießen lassen und reisen“, wiederholte sie. „Und



Blick ins Wesertal vom Schloß Hehlen
Aufnahme Carl-Mardorf

dabei weiß ich nicht mal, ob das der richtige Weg wäre. Denn so reisen, daß man mit dem Lande, in das man geht, wirklich verwächst, das ist nicht ganz leicht. Deshalb reise ich nicht auf eigene Kosten, sondern ich nehme eine Stellung an.“

„Wo denn?“

„Im Süden.“

„Ein dehnbarer Begriff . . .“

„Um alles das zu erfahren, was ich noch nicht weiß, geh' ich ja jetzt ins Hotel und spreche mit dem Herrn, der die Anzeige aufgegeben hat.“

Nun blieb er doch stehen. „Zu einem Herrn willst du, Rena?“

„Warum nicht?“ fragte sie mit gemachter Gleichgültigkeit.

Weil sie weiterging, schritt er neben ihr her, ohne ein Wort zu sagen. Dann holte er tief Atem. „Ich muß dir jetzt etwas sagen, Rena! Eigentlich wollte ich damit warten, bis ich den Doktor hätte; aber dann ist's vielleicht schon zu spät. Weißt du noch, wie wir im vergangenen Frühjahr unser kleines Paddelboot kauften und wie wir dann im Sommer unsre Bootstouren auf der Havel gemacht haben? Weißt du noch, wie wir an den Abenden vorm Zelt lagen, bis du dann in deine Kabuse gekrochen bist, und ich hab' im Boot geschlafen? Ich bin oft in der Nacht aufgestanden, Rena, bin leise bis an die Zeltwand geschlichen und hab' gehorcht, ob ich deinen Atem hören könnte. Und dann —: Es hat in meinen Fingern gezuckt . . . Es ist verdammt schwer, mit einem Mädchen, wie du eins bist, ganz allein zu sein in der Nacht. Aber ich hab' dich heilig gehalten. Weißt du auch, warum?“

Sie sah an ihm vorbei. „Weil du ein anständiger Kerl bist, Leo. Und weil ich dich immer für einen anständigen Kerl gehalten habe.“

„Das ist's nicht! Mit ‚Anständig‘ hat das vielleicht nicht mal was zu tun. Gegen Joseph Hartogg ist bestimmt nichts zu sagen und gegen Irmchen Freihoff auch nicht; und ich weiß doch nicht, ob die . . . Das ist bei jedem anders. Ich

bin nun mal so. Und wenn's mich noch so herumgerissen hat, wenn du mich geküßt hast und wenn ich deinen warmen Körper so dicht an dem meinen gespürt habe, ich hab' mir immer gesagt: Du darfst das nicht! Denn eines Tages, da willst du zu ihr hingehen und willst sie fragen — —"

Unbekümmert um all die Menschen, die um sie herum waren, legte sie ihm die Hand auf den Mund, damit er schweigen solle. „Ich hab' dich immer für einen guten Freund gehalten, Leo; und als junge Menschen haben wir auch Freude aneinander haben dürfen. Deshalb hast du mich damals auf der kleinen Insel in der Havel auch küssen dürfen, und ich hab' dich wiedergeküßt. Dieses eine Mal und später wieder. Aber von einer Bindung haben wir nie gesprochen, Leo; und wir hätten auch niemals davon sprechen dürfen.“

„Warum denn nicht? Wir haben das Paddelboot gemeinsam abgezahlt und das kleine Grammophon auch; es gehört uns beiden zusammen.“

Jetzt sah sie ihn doch mit großen Augen klar an. „Ich schenke es dir, Leo.“

„Ich will's nicht haben! Ich will auch nicht, daß du mich jetzt immer am Sprechen hinderst! Ich will sagen, was ich auf dem Herzen habe! Ich mache nun meinen Doktor, und wenn's mit der Praxis auch vorläufig nichts wird, eine Assistentenstelle find' ich schon. Benzinger nimmt mich, und bei dem kann man in Chirurgie viel lernen. Ich hab' keine schlechte Hand, und als Diagnostiker wär' ich auch ganz brauchbar; das hat er mir erst neulich wieder gesagt. Und du kannst bald fertig sein, dann wirst du angestellt; wir verdienen beide; das tun heute die jungen Ehepaare alle, und kein Mensch findet etwas dabei. Warum willst du nicht meine Frau werden, Rena?“

Gast tonlos — so leise, daß er es kaum verstehen konnte — kam es von ihren Lippen: „Weil ich dich nicht liebe, Leo.“

Dann schwiegen sie wieder. Endlich er, rauh: „Warum hast du mich dann geküßt?“

„Weil ich dich gernhabe und weil wir beide jung sind. Ich hab' dich auch heute noch gern, Leo; ich kann mir keinen besseren Kameraden denken. Du sollst auch nicht glauben, ich hätte Angst davor, mir mein Leben mit einem Manne gemeinsam zu zimmern. Meinetwegen kann's auch mit einem Paddelboot und einem Grammophon anfangen und auf Abzahlung weitergehen. Wir von heute sind kräftig genug: Wir beißen uns durch! Wir haben es ja von Anfang an nicht leicht gehabt. Aber zwischen Liebhaben und Lieben, so lieben, daß man ein ganzes Leben miteinander verbringen will und daß es für das ganze Leben reicht, da ist ein Unterschied.“

„Das sind Sophistereien, Rena!“ stieß er hervor.

„Nein. Ich habe oft darüber nachgedacht. Ich hab's ja gesehen, wie es anfang, bei anderen. Natürlich haben sie von himmelstürmender Liebe geredet, und vielleicht haben sie auch daran geglaubt und nicht gemerkt, daß sie nur sich selber haben wollten. Dann sind sie so über alles weggehuscht, haben nicht sehen wollen oder nicht sehen können. Und als dann der Alltag kam, ist's oft nicht stark genug gewesen.“

„Und nun meinst du, bei uns müsse es ebenso werden?“

Sie nickte. „Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, und du bist fünfundzwanzig; wir haben noch nichts erlebt und wir kennen nur uns. Die Welt kennen wir nicht; die will ich erst einmal sehen. Deshalb gehe ich fort.“

„Du willst weggehen, damit du mich nicht mehr siehst, Rena?“

„Nein, ich will mir selbst keinen Klotz ans Bein binden und dir auch nicht. Und weil nun anscheinend ein Mädel von zweiundzwanzig erfahrener ist als ein fünfundzwanzig-

jähriger Mann, deshalb handle ich!“ Sie waren bis an die Linden gekommen, und sie hielt ihn zurück. „Jetzt will ich allein sein, Leo. Warte nicht auf mich! Es kann lange dauern.“

Er griff nach ihrer Hand. „Eins mußt du mir noch versprechen, Rena! Hörst du?“

„Was denn?“

„Du sollst dich heute nicht entscheiden! Wir wollen alles miteinander bereden, und ich verspreche dir, daß ich ganz sachlich und nüchtern sein werde.“

Sie lächelte. „Und wenn ich das nicht tue?“

„Dann lasse ich alles stehen und liegen, wie es ist, mache meinen Doktor nicht, Geld will ich mir schon zusammenpumpen, und fahre hinter dir her! Finden werd' ich dich schon!“

Sie wurde ärgerlich. „Das ist Erpressung, Leo! Erzwingen kannst du nichts von mir!“

Er drehte sich kurz um, grüßte und ging rasch die Karlstraße zurück.

Zuerst machte sie eine Bewegung, als wolle sie ihm nachlaufen, aber dann zuckte sie die Achseln. „Guter Kerl — aber es mußte sein! Er ist eben noch ein Junge.“ Und mit raschen, federnden Schritten eilte sie über die Straße.

Als sie dann vor dem Hotel stand, zögerte sie doch. Denn so sicher, wie sie sich Leo gegenüber gegeben hatte, war sie nicht. Heute morgen, als der Brief gekommen war, der sie für ein Uhr hierherbestellte, da hatte sie ihn zuerst einmal rasch versteckt. Es war Zeit genug, wenn Fips und Irmenchen etwas von der fertigen Sache erfuhren; sie, Rena, hatte vorläufig mit ihren eigenen Gedanken zu tun.

Man gibt nicht so leicht eine Sicherheit, auch wenn sie noch so bescheiden ist, auf und treibt ins Unsichere. Ja: Sehnsucht nach dem Draußen hatte sie immer gehabt; oft genug hatte sie ja vor den Schaufenstern der Schiffahrtsgesellschaften gestanden, in denen man die Landkarten mit all den kleinen Schiffchen sehen konnte. Aber man hatte hier auch seinen Kreis: die Hochschule, die Kommilitonen; man kannte sich genau, und man wurde gekannt. Woher kam nur die Unruhe, die sie hinaustrieb?

Nun hatte Leo, dieser dumme Junge, doch gesprochen! Eigentlich war es gar nicht Leo, der sie forttrieb, sondern Irmenchen Freihoff. Wenn die mit Hartogg am Abend auf der Bude hockte, und sie sprachen von der kleinen Landwirtschaft, von der Hühnerfarm, die sie einrichten würden, dann sah Rena das alles greifbar deutlich vor sich, und dann waren das keine jungen Menschen mehr, die sich in Gedanken eine Zukunft aufbauten, dann sah sie Irmenchen als Mutter vieler Kinder und Hartogg mit der Jagdjoppe, in hohen Stiefeln. Und dann sah sie sich selber in irgendeiner Provinzstadt. Und davor graute ihr . . .

Mit gemachter Gleichgültigkeit fragte sie den Portier nach dem Doktor Jürgen Heindold. — Nein, er war nicht auf seinem Zimmer; der Boy könne ja einmal im Speisesaal nachsehen. Wenn sie warten wolle?

Sie saß in einem Klubstuhl, blätterte in einer Zeitschrift, merkte kaum, daß die englisch geschrieben war, hörte fremdartige Worte um sich, sah andere Menschen als auf der Straße. Wirklich: Hier in der Hotelhalle fing schon das Ausland an.

Rena konnte sich selber in einem der großen Spiegel sehen und stellte Vergleiche mit den Damen an, die auch in der Halle saßen. Würde sie von nun ab unter denen leben? Und würde sie nicht immer aussehen wie das Fräulein aus dem Hotelbüro? Dabei war man selbst oft nichts anderes. Fips Benndorf hatte schon aushilfsweise bei einem Rechtsanwalt gearbeitet und war jeden Abend mit blauen Fingern von dem Kopierband heimgekommen. Er war noch ein junger Mensch gewesen, und eines Tages war er frech

geworden. Da war's aus. Und Irma hatte dann und wann draußen in Babelsberg beim Film mitgewirkt; sie, Rena, war auch dort gewesen. Es war nicht so leicht: Wenn ein Anschlag am Schwarzen Brett stand, dann meldeten sich viel mehr, als gebraucht wurden. Und man mußte lange warten, wurde dann wie eine Hammelherde ins Atelier geschubst, herumgestoßen, kommandiert; man saß, eng gedrängt, in niedrigen Garderoben, müde von Hitze, Lärm und Staub. Aber wenn alles gut war, ging man am Abend mit zwanzig Mark in der Tasche nach Hause.

Sie zog das Inserat, auf das hin sie sich gemeldet hatte, noch einmal hervor: „Für einen großzügig geführten Haushalt im Süden wird junge, gebildete Dame gesucht, die in der Lage ist, bei wissenschaftlichen Arbeiten Hilfe zu leisten, und darüber hinaus bereit ist, ältere Dame in der Verwaltung ihres Besitzes zu unterstützen. Bewerberinnen, die der spanischen und französischen Sprache mächtig sind, werden bevorzugt.“

Sprachen, die verdankte Rena ihrem Vater, der für sie viel zu jung gestorben war. Als Abteilungsdirektor im Handelsministerium, nachdem er in jungen Jahren bei verschiedenen Gesandtschaften im Ausland tätig gewesen war. Mutter lebte von einer kleinen Pension in Eisenach und war froh, wenn sie der Tochter die notwendigsten Zuschüsse schicken konnte.

Rena bemerkte gar nicht, daß ein Herr durch die Dreh- tür hereingekommen war und sich suchend umgesehen hatte. Dann hatte er, der Sicherheit halber, noch einmal den Portier gefragt und stand nun vor ihr. „Fräulein Adriani?“ Sie war aufgesprungen und nickte.

„Ich bin Doktor Heinold. Entschuldigen Sie, wenn ich mich verspätet habe! Man hat mich in der Hochschule für Musik in Charlottenburg draußen aufgehalten.“ Er lächelte ein verlegenes Lächeln. „Es gibt so mancherlei zu erledigen, wenn man auf kurze Zeit in Deutschland ist. Wenn es Ihnen recht ist: Im Schreibzimmer, glaub' ich, werden wir um diese Zeit ungestört sein. Oder — entschuldigen Sie! Haben Sie bereits gegessen?“

Sie lächelte ebenfalls. „Ich denke, ich werde nachher in der Mensa noch etwas bekommen; als Studentin pflegt man sich meist nicht die großen Hotels für seine Mahlzeiten auszusuchen.“

„Oh, ich weiß! Ich habe auch hier studiert. Vielleicht machen Sie heute eine Ausnahme und sind mein Gast?“

Rena sah an ihrem einfachen Anzug hinunter, der ihr nicht recht hierherzupassen schien.

Aber Dr. Heinold, der den Blick bemerkt hatte, legte ihr gutmütig die Hand auf den Arm. „Keine Ausflüchte, Fräulein Adriani! Wenn es sich mit dem Hunger noch ertragen läßt, setzen wir uns erst einen Augenblick drüben hin. Und nachher — —“ Er winkte einen Boy heran und gab ihm seinen Auftrag. „Einen netten Tisch! In zwanzig Minuten etwa oder in einer halben Stunde!“

Sie hatte Zeit, ihn zu beobachten. Er war gut einen Kopf größer als sie. Auf breiten Schultern ruhte ein mächtiger Schädel mit ungebändigtem Haar; das Gesicht war glattrasiert; die weichen Züge paßten zu den dunkelbraunen Augen, die träumerisch und fast verlegen blickten. Die Hände waren weiß und gepflegt. Nervöse Hände übrigens, Hände, die gut Klavier spielen mögen! dachte Rena. Dann saß sie an einem kleinen Rauchtisch und blickte ihr Gegenüber erwartungsvoll an.

„Ich habe Ihren Lebenslauf gelesen und Ihr Bild gesehen“, begann Heinold. „Lassen Sie mich kurz von dem reden, was wir Ihnen bieten können! Ich bin Dozent an der Hochschule für Musik, übe meine Lehrtätigkeit aber nicht aus und bin viel auf Reisen. Sind Sie musikalisch?“

„Wenn Sie darunter ausübende Musik verstehen, muß ich verneinen.“

Die Antwort schien ihn zu befriedigen. „Das ist gut! Ich glaube, eine Musikstudentin wäre weniger für mich geeignet gewesen. Gleiche Kunst macht eigenwillig und einseitig. Ich bin außerdem mehr Historiker als Musiker. Sie hören gern Musik?“

„Ich bin ungeschult.“

„Das wird sich geben. Sie haben musikalische Bewegungen; man fühlt das, wenn man vom Fach ist. Wes halb wollen Sie Deutschland verlassen?“

Rena wich aus. „Aus pekuniären Gründen.“

Die Auskunft genügte ihm, und er fuhr fort, von sich zu sprechen. „Ich arbeite an einem Werk über Chopin und beschäftige mich zur Zeit besonders mit der Epoche, die sein Zusammensein mit der Sand darstellt. Trotzdem ist es ein Zufall, daß ich in der Nähe von Palma auf der Insel Mallorca wohne. Sie wissen vielleicht, daß Chopin einen Winter mit der Sand auf Mallorca zugebracht hat?“

Rena wußte nichts davon.

Er lachte. „Ich freue mich, daß Sie so offen alles verneinen, auch wenn es jetzt scheinbar nicht vorteilhaft für Sie ist! Um so mehr hoffe ich, daß Sie der richtige Mensch für die alte Dame sind, mit der ich zusammen Hause.“

„Es handelt sich um den Posten einer Sekretärin und Gesellschafterin, wenn ich Ihr Inserat recht verstand?“ unterbrach ihn Rena.

„Das ist nur bedingt richtig. Doña Carlota ist eine alte Dame mit einem jungen Herzen: Witwe eines spanischen Generals, übrigens deutscher Abkunft. Sie werden in der Alt-Berliner Gesellschaft noch genug Leute finden, die sich des Namens Gallas erinnern. General Comasema ist vor etwa zehn Jahren gestorben. Er war der Verteidiger Kubas gegen die Nordamerikaner und hat sich, nach Verzichtleistung Spaniens auf Kuba, nach seiner Heimat Mallorca zurückgezogen. Dort hatte er großen Landbesitz: einen Palast in Palma und mehrere Güter im Innern der Insel. Seinen Lieblingsitz Mar y Sol — das heißt Meer und Sonne — in der Nähe von Valdemosa hat er besonders ausgebaut und sich meist dort aufgehalten. Auch Doña Carlota lebt meist dort, und Sie werden sie jetzt auf Mar y Sol finden. Das Haus liegt sehr schön.“

Als er schwieg, fragte Rena wieder: „Und was werde ich zu tun haben?“

„Doña Carlota liebt es, sich über all die Fragen, die jetzt in den Brennpunkt des allgemeinen Interesses gerückt sind, zu unterhalten. Sie hat Deutschland seit vielen Jahren nicht mehr besucht, spricht aber gern über die Probleme, die ihr altes Vaterland jetzt bewegen. Sie ist kinderlos und auch ohne nähere Verwandte. Um so mehr ist es ihr Wunsch, jemand um sich zu sehen, der von ihrer Art ist und den sie bemuttern kann. Bisher hatte sie mich als einziges, wenig taugliches Objekt.“

In Rena wurde ein Verdacht wach. „Das ist aber eigentlich kein Posten, für den man sich bezahlen lassen kann.“

„Sie sprechen pflichtbewußt wie eine Deutsche und übersehen, daß Doña Carlota wohl deutschen Blutes ist, aber ein Menschenleben in Spanien zugebracht hat. Sie sucht auch nicht eine Angestellte, sondern einen Menschen.“

„Und was habe ich als Ihre Hilfe zu tun?“

„Ich hoffe, daß Sie meinen Forschungen ein wenig Teilnahme entgegenbringen. Chopin hat seinen Winter damals in Valdemosa zugebracht, also in nächster Nähe von Mar y Sol; der Boden ist demnach für meine Studien ganz besonders geeignet. Wenn Sie mich hier und da unterstützen?“

Rena begriff noch nicht. „Sie sprechen nur von Bitten, Herr Doktor, während ich einen Pflichtenkreis erwarte.“

„Und wir beide, Doña Carlota und ich, warten auf den jungen, frischen Menschen. In mir ist etwas vom weltfremden Einsiedler, der aufgerüttelt werden soll, und in Doña Carlota — aber es ist wohl besser, wenn ich nicht zuviel von ihr spreche. Sie sollen selbst sehen!“

Wie ein weltfremder Einsiedler wirkte er nun gar nicht auf Rena, als sie miteinander bei Tisch saßen. Ja, er sprach leise und langsam, mit einer weichen Stimme, der man gern zuhörte, aber seine Art, sich in dem Raum zu bewegen, hatte etwas Selbstverständliches, etwas Sicheres, das Rena mit der Zeit die eigene Unsicherheit nahm. Er sprach von den Wochen, die er nun in Deutschland war, von der Kälte, die ihm sehr zu schaffen machte, von dem eintönigen Grau der Städte des Ruhrreviers, in denen er gewesen wäre.

Das ungewohnte Weintrinken animierte Rena. Sie antwortete ausführlich auf die Fragen, die er nach ihrem Studium stellte, nach ihrer Familie, obwohl sie ja eigentlich schon alles in ihrem Bewerbungsschreiben mitgeteilt hatte.

Jetzt griff er in die Tasche und holte ihr Bild heraus: ein Amateurbild, das Leo im vergangenen Herbst draußen an der Havel gemacht hatte. Man sah noch die Bräune des Sommers darauf.

„Ich habe das Bild mitgebracht, weil ich es ohne Ihre Erlaubnis nicht nach Palma schicken wollte. Ich möchte das gern tun.“

Und, als sie ihn ansah: „Sie sollen sich heute nicht entscheiden! Ihnen muß ja alles, was ich Ihnen sagen konnte, neu sein. Sie haben sicher einen Menschen, mit dem Sie sich gern noch einmal besprechen wollen?“

Rena dachte an Leo und an ihr Versprechen. „Eigentlich bin ich mit meinem Entschluß schon fertig . . .“

Er lächelte: „Und wie ist der ausgefallen?“

„Ich möchte den —“ Sie hatte sagen wollen: den Posten; aber das war ja kein Posten im landläufigen Sinne. So verbesserte sie sich: „Ich möchte Ihr Anerbieten gern annehmen; das heißt, wenn ich Ihnen recht bin.“

„Und wenn ich Sie bitte, das — sagen wir einmal: bis übermorgen — zu vertagen? Ich habe noch eine Woche in Berlin zu arbeiten und würde mich freuen, wenn wir die Reise, vorausgesetzt, daß Sie Ihren Entschluß nicht umstoßen, gemeinsam machen.“

„Gut!“

Sie gaben sich die Hand, wie alte Freunde, und als Rena wieder in dem regen Mittagsverkehr Unter den Linden stand, war es ihr, als habe die Stadt und alles ein anderes Gesicht bekommen.

(Fortsetzung folgt)

Die Salzjungfer

Erzählung von Magdalene Kind * Mit Zeichnungen von Félice Desclabissac

Buchenlaubschleier über allen Landstraßen. Gärten in der Obstbaumblüte . . .

Die eiligen Wellen der Rinzig laufen unter dem fünfsachen Bogen einer alten Sandsteinbrücke hin. Verwitterte Statuen krönen die Brüstung.

„Sie segnen den Weg“, meinte Notar Hombressen im Vorbeigehen.

„Nein, sie strecken die Hand nach dem Straßenzoll aus“, sagte Apotheker Neuhoff, der ortsgewöhnlich war.

Alle drei lachten. Hierzulande wurde ein heiteres Wort gern gehört.

„Wo sind Sie daheim, Doktor?“

„Mainz südwärts.“ Doktor Klingelhöfer wies nach den blau verdämmenden Waldbergen des Speßarts, über denen einzelne Wolkenbänke im Sonnendunst schatteten —

„Dann sind wir beide ja halbwegs verwandt miteinander“, lachte Hombressen, der aus Aschaffenburg stammte.

Es war Sonntagmorgen. Die drei Herren machten einen Spaziergang nach der Sode hinaus. So war das immer — in Apotheker Neuhooffs Begleitung endeten alle Spaziergänge in dieser Richtung. Heute geschah es allerdings unter dem Vorwand, daß Doktor Klingelhöfer diesen interessanten Weg noch nicht kenne.

Hombressen bemerkte mit einem sonderbaren Lächeln: „Mancher hat es schon bereut, jemand den Weg gezeigt zu haben.“

Aber der hellhörige Arzt sagte unvermittelt: „Ich komme keinem ins Gehege.“ — Es bestand ein Zusammenhang mit der Sode und Apotheker Neuhoff. In der Sode wohnte Walburg Krönung, jung, verwitwet, wohlhabend, sehr umworben — so viel erfuhr Doktor Klingelhöfer schon in den ersten Tagen seines Hierseins, wozu man ihm den Kommentar gab, daß es zwischen



Neuhoff und der Walburg einmal „etwas gegeben“ habe. Um so weniger begriff er, weshalb Neuhoff sich so im Hintergrund hielt. Was hinderte ihn?

„Könnten wir nicht einmal woanders hingehen?“ machte Hombressen den Vorschlag. „Wir können ja auf dem Rückweg an der Sode vorbeigehen — Sie wissen doch, Neuhoff, auf den Umwegen liegt der Reiz des Lebens. Es ist eine sonderbare Liebhabe von Ihnen —“

„Herr Notar, es ist nicht immer leicht, den Schlüssel zu manchen Dingen zu finden“, sagte der Arzt.

Neuhoff blieb stehen. „Carissime, was Ihre Bemerkung eben in puncto Schlüssel betrifft — ich besitze zu Hause einen Kaunig (Schreibsekretär), dessen herunterklappbare Platte das Mittelfach verschließt, wozu aber der Schlüssel fehlt — und in dieser ganzen gottgesegneten Stadt kann mir niemand einen passenden Schlüssel anfertigen. Dieses Möbel steht als ein permanenter Anstoß, ein Ärgernis ohnegleichen bei mir im Zimmer. Mein lieber Better, Amtsrichter Neuhoff, hat es mir bei seinem Wegzug überlassen — quasi als letzte Bosheit. Wir standen uns nicht —“

„Vielleicht ist der fragliche Schlüssel noch im Besitz Ihres Herrn Betters?“

„Liebster Doktor, für ihn hat der Schlüssel doch keinen Wert.“

„Das kann man nicht wissen —“

An Ihnen hätte Amtsrichter Neuhoff seine Freude. Er liebte scharfsinnige Bemerkungen — um sie zu widerlegen. Schade, daß Sie Mediziner sind!“

„Gehören Ihnen denn die Möbel als Eigentum?“ fragte Doktor Klingelhöfer.

„Das ist eben der strittige Punkt. — Ich überlasse sie dir zum beliebigen Gebrauch“ — sagte mein Better.“

„Tat er das vor Zeugen?“

„Was hat das mit dem Raunig zu tun, der sich nicht öffnen läßt?“ empörte sich Neuhoff.

„Vielleicht soll er nicht geöffnet werden.“

„Warum denn?“

„Weil er vielleicht irgend etwas enthält. — An erster Stelle würde ich dem Herrn Amtsrichter doch einmal schreiben.“

„Ich stehe wenig in Konnex mit ihm.“

„Also, meine Herren, bleiben wir jetzt hier stehen und geben wissenschaftliche Expertisen ab, oder gehen wir spazieren?“ Damit machte Sombressen der Diskussion ein Ende.

Im Rinzigtal läuft die pappelbestandene Völkerstraße Leipzig — Frankfurt am Main. Weltgeschichte wandert darüberhin seit undenklicher Zeit. Auf halbem Weg von der Sode zur Stadt steht die Erbschenke „Fröhliche Wiederkehr“. Zwei hohe Häuser flankieren sie, Schmiede und Tankstelle. Alle drei Gewerbe leben von dem schlechten Zustand dieser Landstraße. — Früher stand hier das Zollhaus, noch viel früher soll es Burghut gewesen sein; alt genug dazu ist das Gemäuer. Späterhin wurde es Ausspahn und Posthalterei — heute nennt es sich Gasthof mit Sommerwohnungen „für bescheidene Ansprüche“.

Doktor Klingelhöfer amüsierte sich über die Erklärung des Wirts, warum nichts für die Landstraße getan würde.

„Wissen Sie, sonst sagen die Leute ‚schönes Städtchen‘ von weitem und fahren vorüber. Herr Neuhoff, man muß das Leben beim Schloßfisch kriegen — wenn man so diffizil sein sollte, wo käme man hin?“

Sie mußten dem schlauen Wirt recht geben. Übrigens trank man wirklich einen ausgezeichneten selbstgekelterten Apfelwein in der „Fröhlich Wiederkehr“. — Auch heute ging es hoch her. Die Schmiede war in voller Tätigkeit, an der Tankstelle wurde ein Mercedes repariert. In der steinernen Laube vor der Schenke zechten drei Freunde, denen das Auto gehörte, und die Gassenschenke belagerte ein Fuhrknecht mit seinen Gefellen. Der Wirt konnte zufrieden sein, auch er nahm eine Art von Straßenzoll.

Die Messingschellen an den roten benähten Dachsellkummeten der schweren Pferde klangen. Schmiedemeister Borndran, der den einen Wallach beschlug, sah auf. „Die Bremsen stechen. Es gibt heute noch ein Wetter. Wenn die Fernsicht nach dem Bogelsberg klar ist, kann man sich darauf verlassen. — „Halberneun!“ schrie er dem Wirt zu, „bring mer hurtig ein Schoppe Appelwein!“

„Weißte was? Pfeif emal dei'm Zoo—hann!“

So begann die Morgenunterhaltung zwischen den beiden Nachbarn.

„Du weißt doch, Schankwirt, es steht schon im fünften Psalm: Der Wein erfreut des Menschen Herz.“

„Seit wann bist du denn so bibelfest?“

„Da geht die Frühmesse schon wieder los!“ rief Neuhoff. „Empor die Herzen!“ heißt man das.“



Man nahm einander solch ein Wortgefecht nicht weiter übel, außerdem kam Walburg Krönung eben von der Sode her die Straße herauf und rief jedem ein heiteres Wort zu. Sie war ein binsenschlankes Frauenzimmer, braun wie eine Haselnuß, mit einer Last dunkler Haare im Nacken tief geknotet.

Apotheker Neuhoff sah ihr so lange nach, daß Doktor Klingelhöfer, der erst wenige Wochen in der Stadt praktizierte, ihn fragte, ob er Ausichten habe.

Aber Neuhoff antwortete konfus und sehr heftig.

„Nun, eine schöne Witfrau zu freien, ist auch nicht schlecht“, meinte der Arzt, „sie wird ihren Seligen ja wohl nicht das ganze Leben lang betrauern. Als ledige Witfrau sterben — das wäre schade um die Fassion.“

„Halten Sie sich dran, Herr Doktor!“ lachte Schmiedemeister Borndran, „die ‚Salzjungfer‘ kann Anspruch‘ machen.“

Aber Bonifaz Halberneun meinte: „Anspruch? Bei dene Zeite? Wie sollt' sie dazu kommen?“

Hier wurde jede Unterhaltung über die ganze Gassenbreite weg geführt, damit der Nachbar auch davon profitierte. Es war ein spottlustiges Volk.

„Die Walburg versteht es, sich rar zu machen“, gab der Wirt zu, „was man alle Tage zu sehen kriegt, das ästiniert man hernach für nichts.“ Walburg Krönung wurde die „Salzjungfer“ genannt. Ihr Vaterhaus war Burghof in früheren Zeiten und besaß die Gerechtfame der Sode (Salzsiedererei). Josef Krönung betrieb es noch im Kleinen. Aber Land wandernde Krämer waren seine Kunden.

„In der Sode sind sie von jeher betuchte (reiche) Leute“, erzählte Neuhoff, „wer das Salz hat, hat die Macht — das wußten schon andere Leute vor uns“, er wies nach dem fuldaischen Stiftswappen über der Tor einfahrt, der sie sich näherten. „Hier in der Gegend wurde schon im neunten Jahrhundert Salz gesotten.“ Während er sprach, blickte



Neuhoff nachdenklich in die sonnennebelduftige Bergferne jenseits der Sode — ihm ging seit dem Gespräch vorhin manches durch den Kopf.

Walburg Krönung kam seit kurzem öfter in die Apotheke — weniger um ein Rezept machen zu lassen, als um immer wieder die schönen alten Möbel zu bewundern — vor allem den Kauniz, der allerdings ein Prachtstück war —, neulich sprach sie sogar davon, daß sie so ein Schreibpult gern besitzen würde, aber er verkaufe das wohl nicht? — Nun überließ ihm sein Vetter ja die Möbel mit der Begründung, daß er sie voraussichtlich doch einmal erben würde. Für den Amtsrichter schienen sie keinen Wert zu haben. —

Sombressen wurde nach Aura gerufen, einem kleinen Weiler oben auf dem Diefeltrafen, der Wasserscheide zwischen Rhön und

Speßart. Dort lebte Amtsrichter a. D. Neuhoff seit seiner Pensionierung.

Heute lag Neuhoff im Sterben und verlangte nach Sombressen. Aber wie der in Begleitung eines Schreibers eintraf, sagte der alte Herr: „Wozu die Umstände? Es lohnt nicht. Ich habe Ihnen nur eine kleine Mitteilung zu machen. Sagen Sie, bitte, meinem liebsten Herrn Vetter, dem Apotheker Neuhoff, das Testament liege bei ihm im Kauniz, dem Schreibsekretär, der zwischen den Fenstern im Eckzimmer steht. Hier ist der Schlüssel zum Mittelschloß. Verwahren Sie ihn gut und — grüßen Sie meinen Herrn Vetter recht schön von mir!“

Neuhoff versuchte noch ein wenig spöttisch zu lächeln — aber der Tod wischte das Lächeln von seinem Gesicht fort.

(Schluß folgt)

Die Alte vom Bachmannhäusel

Ein Gedächtnisblatt von Mia Munier-Wroblewska

An der Gabelung zweier Gassen liegt im böhmischen Bergstädtchen Graupen ein kleines Haus, das jedem Fremden in die Augen springt und von den Einheimischen das Bachmannhäusel genannt wird. Da lehnt des öfteren die Großmutter zur oberen Türhälfte heraus, weckenrund und semmelhell, wie die Becken und Semmeln, die ihr Großsohn, der nunmehrige Inhaber des alten Geschäfts, in der Backstube herstellt. Ihr Gesicht ist noch glatt und rosig unter dem weißen Haar. In den Wangengrübchen sitzt der Schalk, aus den altershellen Augen aber spricht die Klarheit, die allerlei Menschen und Wege geschaut hat und den Blick jetzt meist hügelan richtet zur kleinen Kapelle der heiligen Anna, in der nur am Allerseelen- und Annetag Gottesdienst gehalten wird und deren Schönheit sich bescheiden zwischen alten Bäumen, Grabhügeln und Kreuzen birgt.

Es wandern viele Fremde empor vom Wallfahrtsort Mariaschein im Tal zur Annenkapelle und zur Graupener Pfarrkirche, deren Stiege der letzte König von Sachsen auf den Knien hinaufgerufen ist. Und fast jeder Fremde bleibt auf halbem Wege an der Straßengabelung stehen, vor dem Bachmannhäusel mit dem tief eingesunkenen Fundament, dem steilen Giebel und dem prächtigen Rundbäuchlein über dem kleinen Fenster im Erdgeschoß, das wie ein versteinertes Pilz an der Wand klebt, schirmend, Behagen verbreitend. Und jeder Fremde, der die Großmutter aus der oberen Türhälfte freundlich grüßen sieht, trachtet mit ihr ins Gespräch zu kommen, was nicht allemal gelingt. Ist's aber Sonntag, der Himmel über dem böhmischen Erzgebirge recht blau, und sind es der Wallfahrer aus Mariaschein nicht gar zu viele, dann läßt sich die Großmutter bisweilen herab, mit einem Bevorzugten einen kleinen Schwatz zu halten.

An einem Novembersonntag, als der Herbst seinen Goldbrokat über die Berge gebreitet und eine erste Schneefrone darüber gesetzt hatte, da erzählte die Großmutter aus dem Bachmannhäusel mir die Geschichte vom kleinen Graupener Buben, der ein berühmter Mann wurde und nun schon den letzten Schlaf auf dem Heimatfriedhof bei der Annenkapelle schlief:

„Der Bub ist alle Morgen in den Laden gekommen, in dem meine Mutter mit Milch, Sahne und Butter handelte. Er hat täglich einen großen Krug Milch geholt, denn es waren viel hungrige kleine Mäuler daheim. Er war der älteste und hat tüchtig mittschaffen müssen in Haus und Hof von Kindesbeinen an. Meine Mutter hat ihm allemal seinen Krug reichlich vollgegossen. Eines Morgens, wie der Bub mit seinem gefüllten Krug so recht bedachtsam die Gasse hinansteigt, kommt ein Fuhrwerk von der Rosenburg herabgekauft, der Bub will zur Seite weichen und fällt hin. Der Krug zerbricht, die Milch ist verschüttet. Wiewohl ich selber noch ein dummes, kleines Mädel war, hat es mich erbarmt, wie er so jämmerlich weinend dagestanden hat. Meine Mutter ist hinzugelaufen und hat gefragt, ob er sich einen Schaden getan habe. Er hat nur den Kopf geschüttelt und geschluckt, und dann hat er gerufen: „Wenn ich mich grün und blau hätte geschlagen, das wär' nicht so schlimm. Aber der teure Krug und die viele Milch!“ Er hat sich nicht

getraut, heimzugehen und den Schaden zu bekennen. Da ist meine Mutter flugs in unsere Küche gesprungen, hat einen guten, neuen Krug vom Wandbord genommen — blau und weiß ist er gewesen —, hat ihn bis an den Rand gefüllt und dem weinenden Kinde gegeben, das in seiner Freude nicht gewußt hat, wie es danken sollte.

Darüber sind dann viele Jahre hingegangen. Ich habe die Geschichte längst vergessen gehabt. Der Herr Pfarrer hat sich für den Nachbarbuben verwendet, daß er nach Teplitz auf die höhere Schule und hernach auf die Universität nach Wien gekommen ist. Man hat ihn in Graupen nimmer gesehen, da seine Eltern verzogen waren. Ich hatte mich verheiratet und wohnte schon hier im Bachmannhäusel, als meine Mutter angefangen hat zu klagen, sie könnte nicht mehr so gut sehen als zuvor. Das Übel hat sich sodann geschwind verschlimmert. Wir sind mit ihr hin nach Teplitz zum Doktor, der hat gesagt, es gäbe keine Rettung, die Mutter müßte erblinden.

In unserer großen Bedrängnis habe ich mich aufgemacht und die Mutter nach Wien gebracht. Man hat uns dort gesagt, es sei nur einer, der unserer Mutter könnt' das Augenlicht retten, das sei der berühmte Augenarzt des alten Kaisers, und wie wir nach langem Anmelden und Warten bis in sein vornehmes Zimmer vorgeedrungen sind und gesagt haben, daß wir die weite Reise gemacht hätten von Graupen bis Wien, da hat der Professor der Mutter beide Hände gedrückt und hat gerufen: Welche Freude ist es für mich, daß ich Ihnen nun vergelten kann, was Sie mir Liebes haben erwiesen, als ich ein armer Bub war und hatte meinen Milchkrug kaputtgeschlagen! Wissen Sie's noch? Schaun's, da steht ihr Krug auf dem Kaminsims! Den hab' ich aufgehoben, und alleweil, wann arme Leut zu mir gekommen sind, hab ich den Krug angeschaut und hab ihnen geholfen ohne Entgelt. Er hat sodann die Operation an den Augen meiner Mutter glücklich ausgeführt und hat sich keinen Heller bezahlen lassen, und meine Mutter hat noch mit neunzig Jahren, kurz vor ihrem Tode, die feinsten Spitzen häkeln können. Der Professor mußte vor ihr dahin, und ist in seinem Testament bestimmt gewesen, daß er wolte in Graupen begraben sein. Ich bring ihm alle Jahr zu Allerseelen ein paar Kerzen und einen Asterstrauß. Gehn Sie nur hinauf, werden das Grab schon finden, es ist unweit der Kapelle!“

Ich habe es gefunden und bin lange auf dem alten Friedhof umhergewandert. Blasse Novembersonne lief um das prachtvolle, schmiedeeiserne Tor der Kapelle und um verwitterte Grabsteine, an denen vielfach die Namen schon unleserlich waren. Nur die in den Stein gehauenen Embleme, Herzen oder Häden, taten kund, ob ein Zuckerbäcker oder ein Bergmann unter dieser Platte war zum Schlafen gelegt worden. Ich stand an der Mauer vor der Gedenktafel der Kaiserlichen Dragoner und Kursächsischen Reiter aus dem Dreißigjährigen Kriege und las die einfachen Worte: „Was ihr seid, das waren wir, was wir sind, das werdet ihr.“ Vom Ausgangstor warf ich noch einen Blick zurück zum Grabe des großen Chirurgen.

Wissenschaft an der Wende

1.) Psychologie

Von Prof. Dr. Max Dessoir

Als ich im Jahre 1885 zu studieren begann, wurde die Psychologie von den experimentellen und physiologischen Verfahrensweisen beherrscht. Den Mittelpunkt bildete das Leipziger Institut unter Wundts Führung. Das Ziel dieser Psychologie war, die seelischen Zustände durch Auflösung in Elemente und durch Bindung an die physikalischen Reize und die Körpervorgänge einer genauen und zweifelsfreien Darstellung zugänglich zu machen. Die zahllosen Untersuchungen, die innerhalb dieser Forschungsart in Deutschland entstanden, haben namentlich für das Gebiet der Sinneswahrnehmung zu wertvollen Ergebnissen geführt. Aber allmählich wurde klar, was übrigens bereits Wundt gesehen hatte, daß bei solchem Vorgehen wichtige Gebiete nicht erreicht und wichtige Probleme nicht gelöst werden können. Schon Wundt sprach von einer „schöpferischen Synthese“, durch die die Empfindungs- und Vorstellungselemente zu Einheiten zusammengeschlossen werden sollten. Aber erst Spätere zogen die Folgerungen daraus, daß die seelischen Vorgänge ja immer nur in einem Ganzen auftreten. So entwickelte sich im Gegensatz zu der Elementen- oder Mosaikpsychologie die Wissenschaft von dem seelischen Ganzen und den seelischen Gestalten.

Eine andere Wendung trat dadurch ein, daß Wilhelm Dilthey eine Psychologie forderte, die der Geschichtswissenschaft und allen übrigen Geisteswissenschaften als Grundlage dienen könne. Mit einer Psychologie, die von dem Verhältnis zwischen Leib und Seele ausging, die in dem Schema Reiz—Reaktion das Vorbild des seelischen Geschehens sah, kurz mit einer mechanistischen Psychologie vermag ja weder der Historiker noch der Theologe oder der Jurist etwas anzufangen. Dilthey entwarf den Plan einer verstehenden und geisteswissenschaftlichen Psychologie. Sie ist in der Gegenwart weiter ausgebaut worden, und zwar in dem Sinne, daß die seelischen Leistungen in ihren Beziehungen zu Weltbildern und Wertrichtungen betrachtet werden. Die Grundvoraussetzung der heutigen geisteswissenschaftlichen Psychologie liegt darin, daß eine Übereinstimmung zwischen dem geistigen Gefüge der Seele und dem Gefüge der Kulturgebiete angenommen wird. Die Kulturgebiete, in der Hauptsache also soziale Gemeinschaft, Wirtschaft, Staat, Kunst, Wissenschaft, Religion, wurzeln doch im Erleben und Schaffen der Menschen. Die Wissenschaft zum Beispiel entspringt aus dem Wissensdrang und dem Erkenntnistriebe. Man kann also aus dem Bau der Wissenschaftsgebilde einen Schluß ziehen auf die soeben genannten seelischen Tätigkeiten. Dies etwa ist das Programm der auf Dilthey zurückgehenden Richtung unserer gegenwärtigen Psychologie.

Innerhalb der naturwissenschaftlichen Psychologie, deren ältere, durch Wundt vorbildlich vertretene Richtung oben geschildert wurde, entwickelte sich eine neue Lehre, die man als die Gestalttheorie bezeichnet. Während früher das Bewußtsein gewissermaßen in Stücke zerrissen und dann nach der zwischen den Stücken bestehenden Gesetzmäßigkeit geforscht wurde, legte man nunmehr den Nachdruck darauf, daß es seelische Zusammenhänge gibt, bei denen das, was an einer bestimmten Stelle des Ganzen geschieht, bedingt ist von eben diesem Ganzen. Innerhalb einer Melodie zum Beispiel hat ein Ton eine ganz andere seelische Bedeutung, je nachdem er vom Ganzen aus gesehen Vorhalt zu einem zweiten Ton oder Tonica ist. Ob der Buchstabe v wie f oder wie w gesprochen wird, das entscheidet sich in dem Augenblick, in dem man die Wörter Vater und Wase als ganze aufsaßt. Aus den Tönen einer Melodie, sofern sie für sich betrachtet werden, entsteht niemals die eigentümliche Gestalt der Melodie; denn beim Transponieren in eine andere Tonart verändern sich

ja sämtliche Töne, ohne daß die Melodie als Gestalt sich ändert. Die Hauptfrage der Psychologie ist also nach dieser Anschauung das Gestalt-, das heißt ein Ordnungs- und Gliederungsproblem. Von hier aus können sehr bekannte seelische Vorgänge neu erklärt werden, zum Beispiel das Lernen, das nun nicht mehr als Einprägung einzelner Bestandteile erscheint, sondern als das Erringen einer neuen Ordnung.

Eine ähnliche Gesamtanschauung wird von einer anderen Schule vertreten; sie nennt sich selber die Lehre von den Komplexqualitäten und vom Vorrang der Erlebnis Ganzheit. Beide Begriffe können hier in der Kürze nicht erklärt werden. Ganzheit ist überhaupt nicht definierbar, sondern nur aufzeigbar. Aber wir alle kennen ja den hier gemeinten Drang nach Ganzheit, etwa aus dem Spiel der Kinder und aus dem Zusammenschluß und der Aufopferung vieler für eine gemeinsame Sache.

In letzter Zeit hat sich ein Nebenzweig der Psychologie sehr reich entwickelt, nämlich die Charakterologie. Hier sind Verfahrensweisen ausgebildet worden, die man mit einem vertrauten Wort als physiognomische bezeichnen kann. Die organophysiognomischen Methoden lehren: seelische Eigenschaften und Zusammenhänge aus den bleibenden Formen des Leibes ablesen, zum Beispiel aus Körperbau, Haltung, Gesicht und Gang. Die funktionsphysiognomischen Methoden gehen auf die Bewegungen des Sprechens und Schreibens zurück.

In diesen Zusammenhang gehört vornehmlich die moderne Handschriftenkunde, aber auch das weniger bekannte Verfahren, aus der Art und Weise des Sprechens den Charakter des Sprechers zu erschließen. Genaue Untersuchungen der letzten Zeit haben ergeben, daß besonders aus der Sprachmelodie, dem Rhythmus und der Klangfarbe zutreffende Rückschlüsse beispielsweise auf das Temperament einer Person gezogen werden können. Aber nicht minder als diese Einzelforschungen haben andere, mehr philosophische Fragen die Aufmerksamkeit der heutigen Psychologen geweckt.

Es handelt sich dabei um das Problem, wie durch die Wahrnehmung eines Ausdrucks, zum Beispiel des Mienenspiels oder der Handbewegung, ein fremdes Ich überhaupt wahrgenommen werden kann. Früher meinte man, daß jeder nur von seinem eigenen Seelenleben eine ursprüngliche Kenntnis habe, daher die Vorgänge einer fremden Seele lediglich mitteilbar durch Äußerungen und Zeichen kennenlerne. Hiermit war nicht gut in Einklang zu bringen, daß ja schon Tiere und kleine Kinder eine gewisse Kenntnis von dem besitzen, was im Menschen vor sich geht und sich im Ausdruck anzeigt. Der Naturmensch lebt sogar ausschließlich in einer Welt des Ausdrucks. Wir müssen daher annehmen, daß das Verstehen von Ausdruck früher ist als das Wissen von Dingen und allenfalls beschrieben, aber nicht abgeleitet werden kann.

Der letzte Fragenzusammenhang, von dem hier zu berichten ist, steht gleichfalls in enger Beziehung zu philosophischen Problemen. Zwei Worte genügen, um die Bedeutung dieses Gegenstandes deutlich zu machen, die Worte: Bewußtes — Unbewußtes. Obwohl noch heute einige Psychologen der Ansicht sind, sie brauchten sich nur um die Erscheinungen des Bewußtseins zu kümmern, hat die Mehrzahl doch eingesehen, daß das Bewußtsein nicht in die tiefsten Schichten des Ich hinunterreicht. Die sogenannte personalistische Psychologie lehrt geradezu, daß sich das Ich im Bewußtsein nur stückhaft, ja oft nur sinnbildhaft darstellt.

Die psychologische Erforschung der Begabungsunterschiede wird von der neuen Erkenntnis geleitet, daß nicht nur in jeder seelischen Leistung die ganze Seele mitschwingt — wovon ja schon oben die Rede war —, sondern daß Anlagen und Leistungen bei jedem Menschen vom Unbewußten her entscheidend bestimmt sind. Die Individualpsychologie hat neu die Gesichtspunkte der Organminderwertigkeit und der Ausgleichung eingeführt. Durch einen aus dem Unbewußten stammenden Ausgleich kann eine Minderwertigkeit überwunden und eine durchschnittliche oder sogar überdurchschnittliche Leistung erzielt werden. Wenn wir beispielsweise annehmen, daß Beethovens Gehörsinn schon in frühester Jugend unternormal war, so ist vielleicht gerade diese Minderung der Anlage dafür geworden, daß das Reich der Klänge eine so überragende Bedeutung für Beethoven gewann.

Auch die Psychoanalyse gehört zu jenen Richtungen, die in die Tiefen des Unbewußten steigen und sich daher selbst gern als

tiefenpsychologische Theorien bezeichnen. Die Psychoanalyse hat uns ein Bild gegeben von dem Zusammenwirken verschiedener Bewußtseinschichten, und sie hat, was noch mehr ist, die Hintergründe des seelischen Lebens ebenso zu durchleuchten versucht wie die Vordergründe. Das ihr eigentümliche Verfahren besteht in der Sammlung und Deutung der unbeabsichtigt auftretenden Einfälle und Handlungen. In ihnen soll nämlich eine ganze Reihe von Wünschen und Streben zur Erledigung gelangen. Da die Einfälle das von der Preßzensur des Bewußtseins Zurückgehaltene nur in entstellter und verhüllter Form auszudrücken wagen, so ist das Hauptverfahren der Psychoanalyse eine Deutungstechnik.

An Einzelleistungen sind die folgenden als die für die Psychologie wichtigsten zu nennen: Nachweis der Allmacht des Erotischen in tausend Formen und auf vielen Stufen; Erklärung des Traums; Auswertung von unscheinbaren Fehlleistungen des Alltags (Vergessen, Versprechen, Verlieren).

Die Psychoanalyse ist nahezu vollstündlich geworden. Aber auch die Parapsychologie erfreut sich der allgemeinsten Aufmerksamkeit. Sie hat es nämlich mit denjenigen Erscheinungen zu tun, die zu abergläubischen Vorstellungen führen. Das erste Hauptstück dieser psychologischen Teilwissenschaft behandelt die Hypnose und die Suggestion, also einen Zustand veränderten Bewußtseins, und die Möglichkeit, durch Worte Menschen entscheidend zu beeinflussen, ohne daß hinter den Worten zulängliche Gründe stehen. Hypnose oder ein hypnoseähnlicher Zustand, in spiritistischen Kreisen unter dem Namen Trance bekannt, ist vielfach, wenn auch keineswegs immer, die Grundlage für die übernormalen Leistungen, die man als parapsychologische bezeichnet. Unter ihnen ist die Telepathie, deren Darstellung gewissermaßen das zweite Hauptstück der Lehre bildet, besonders hervorzuheben. Es ist durch eine große Reihe wissenschaftlicher Versuche wahrscheinlich geworden, daß Vorstellungen aus dem Bewußtsein eines Menschen in das Bewußtsein eines anderen übergehen können, ohne daß irgendeine der bekannten Vermittlungen eintritt. Leider sind die experimentellen Beweise hierfür weniger zahlreich als die Berichte über Erscheinungen, die von selbst auftreten, zum Beispiel die halluzinatorische Wahrnehmung eines in der Ferne von einem Unglück betroffenen Freundes. Immerhin kommt man auf diesem Gebiet ohne die Annahme telepathischer Verbindungen, die freilich auf sehr seltene Fälle beschränkt sind, nicht mehr aus. Etwas anderes ist das Hellsehen, nämlich die übernormale Wahrnehmung eines in der Wirklichkeit sich vollziehenden Vorganges oder eines wirklichen Dinges, ohne daß die Beeinflussung durch ein zweites Bewußtsein anzunehmen ist. Wenn beispielsweise ein sogenannter Hellseher wirklich einen in der Tiefe der Erde vergrabenen Gegenstand, von dessen Vorhandensein niemand etwas weiß, zu beschreiben vermöchte, dann könnte dieses Wissen offenbar nicht auf Telepathie zurückgeführt werden. Schließlich hat es die Parapsychologie noch zu tun mit den Leistungen der automatisch schreibenden oder sprechenden Medien. Solche Medien glauben von Geistern inspiriert zu sein und vermögen tatsächlich in Ausnahmefällen Dinge mitzuteilen, die in einer uns unbegreiflichen Weise in das Unterbewußtsein des Mediums gekommen sind. Die Hauptfrage ist hier, ob dies gelegentliche, die Norm überschreitende Wissen, wie behauptet wird, von Geistern her stammt oder anders zu erklären ist.

Bevor ich die Übersicht beschließe, muß ich den Leser auf etwas hinweisen, was er selbst schon bemerkt haben wird, nämlich, daß ich der Beschreibung nirgends ein Wort der Kritik hinzugefügt habe. Es scheint mir aber wichtiger, daß der Leser auf Gebiete und Fragenzusammenhänge hingewiesen, als daß ihm eine bestimmte Stellungnahme dazu nahegelegt wird. Selbst die bloß beschreibende Darstellung mußte ja manches fortlassen, was erwähnt zu werden verdient. Ich nenne wenigstens noch ein Teilgebiet der heutigen Psychologie: die Psychotechnik. Sie steht immer noch in einem stetigen Zusammenhang mit jener experimentellen Psychologie, von der zu Anfang dieses Aufsatzes gesprochen wurde. An ihr sieht man mit schöner Deutlichkeit, daß in der wissenschaftlichen Psychologie eine so durchgreifende Revolution, wie sie beispielsweise die Physik erfahren hat, nicht vorstatten gegangen ist. Die führenden Psychologen der Gegenwart haben zwar viel Neuland entdeckt, aber sie haben doch die Verbindung mit dem alten Besitz niemals verlieren können.

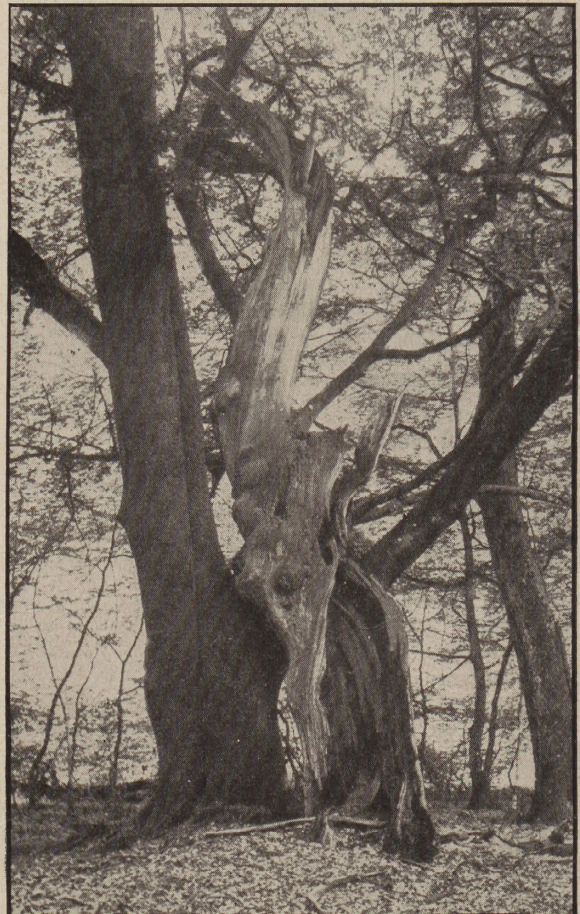
Lebenskampf im Walde

Von Dr. R. H. Francé

Zahllos sind die Lobpreisungen, die der Wald schon erfahren hat ob der Harmonie seiner Gestaltung. Alles, was schön, gesund, erhaben, beruhigend, sinnvoll ist in der Natur, scheint sich in ihm zu vereinigen; und nicht nur, weil der Deutsche seine erste Heimat in Wäldern fand, haben diese von jeher das deutsche Herz mit unwiderstehlichem Zauber gefangengenommen und wurden von ihm als Gipfel aller Naturschönheit gepriesen.

Tatsächlich knüpfen das deutsche Empfinden auch heute noch zahllose Fäden an die Lebensgemeinschaft des deutschen Waldes, genau so, wie auch unser Leben immer noch von ihm abhängt, da er die Wasserversorgung der Quellen ebenso regelt wie durch die von ihm beeinflussten Niederschläge die Fruchtbarkeit, die Verteilung der Bodenbebauung und damit wieder die gesamte Kulturgeographie.

Diese Lebensgemeinschaft, zu der wir also in einem gewissen äußeren Sinn auch gehören, ist nun innerhalb des Waldes im Sinn einer wunderbaren Gegenseitigkeit geordnet. In der ganzen Natur kehrt die Erscheinung eines vollendeten Kreislaufes von Werden und Vergehen nicht in dem Maße wieder, wie sie im Walde verwirklicht ist. Bäume, Sträucher und Stauden stehen in enger Wechselwirkung mit Pilzen und Bodenkleinwesen, Tiere und Pflanzen sind aufeinander berechnet. Boden und Vegetation,



Im Neuenburger Urwald löst sich der Waldesalte wieder in seine Umgebung auf Aufn. Jaedicke



Pilze im Wald sind kein Nebenbei, sondern eine Notwendigkeit

Aufnahmen: Schrammen

Leben und Klima beeinflussen einander in einer geradezu fein ausgeklügelten Weise.

Man könnte mit gutem Recht sagen, daß kein Organismus und keine Naturerscheinung im natürlichen Walde ohne Bedeutung für sein Ganzes sei. Er hat eben allmählich durch die Ausmerzungen des Bedeutungslosen und ihm Schädlichen nur noch das Wesentliche übriggelassen.

Es ist daher nur Unverständnis, wenn jemand angesichts einer Verfalls- oder Zerstörungerscheinung im Walde glaubt, das seien Schädigungen oder Unvollkommenheiten in der Gesamtnatur. Im gleichförmigen Forst stürzen freilich durch den Sturm ganze Reihen der gleichmäßig reihenweise gepflanzten Bäume, im Naturwald, der immer aus vielerlei zusammengesponnenen Arten von Bäumen und Sträuchern besteht, kommt solches kaum jemals vor. Da stürzen nur die Überalterten und Kranken, und ihr Fall ist notwendig, denn er schafft Lebensraum und Licht für die schon lange wartenden Jungen.

Ebenso notwendig im Ganzen sind auch die scheinbar nebensächlichen Tiere, die kriechenden Nachtschnecken, die Schlangen und Insekten, die zerfließenden Schleimpilze, die bunten Pilzhüte, nicht weniger das leider so selten und scheu gewordene Wild in den Lichtungen.

Eines nährt sich vom anderen, eines stützt sich in seinen Lebensbeziehungen auf das andere und jedes wirkt zum Ganzen zusammen. Dadurch wird selbst der Kampf, den sie gegeneinander führen, zur Eintracht für das Höhere, und das Leid des einzelnen erhält tiefen Sinn durch seine Notwendigkeit für das Ganze.

Denn dieses, der Wald, schützt und ernährt wieder jedes seiner Mitglieder, deckt ihm den Tisch, gewährt ihm Obdach, ermöglicht ihm die Einrichtung seines Lebens und reißt es nach seinem Tode wieder hinein in seinen Kreislauf, der in dem Wechsel von Werden und Vergehen ewiges Leben zusichert.

Da liegt der modernde Stamm, dort fault ein allmählich zerfallender Stubben; aber er gibt Leben dem bunten Gnomengeheer

drölliger Hutpilze, dem bleichen Teppich übel duftender Verwesungspilze. Indem sie gegen die Baumleichen kämpfen, schaffen sie Humus für kommende Baumgenerationen.

Jede alte Baumrinde, die sich müde an ihren Nachwuchs lehnt, ist bedeckt mit Wunden, die sie wie Schrotschüsse durchlöchern. Die nagenden Käferlarven verraten sich dadurch, daß sie den „Holzmulm“, das feine gelbe Pulver, herstellen, mit dem einst der zerfallende Stamm den Ort bedecken wird, auf dem er jahrhundertlang grünte. Dieser Mulm ist Geldeswert, denn er ist ein Hauptbestandteil besten Waldesbodens.

Durch diesen gegenseitigen Kampf entsteht ein Kreislauf, so wohlgeordnet, daß dort, wo er einmal eingetreten ist, der Wald



Der alte Stumpf wird durch Pilze wieder in Humus zurückgeführt



Solcher Windbruch ist nur im „Forst“ möglich, im „Wald“ verhindert die Vielheit von Bäumen und Sträuchern die Entwurzelung ganzer Baumreihen
Aufn. Seidenstücker

Jeder Baum und Strauch, das Moos, die Farne, Flechten und Pilze sind darauf angewiesen, daß es reichlich regne, im Winter nicht allzu große Kältegrade erreiche, daß die eifrigen Stürme nicht allzu heftig über den Boden dahinfegen, daß der Boden, der sie ernähren soll, nicht zu steinig und unfruchtbar sei. Von dem Gedeihen dieser Pflanzen hängt auch die Wohlfahrt der von ihnen lebenden zahllosen Tiere ab. Und was sehen wir? Über den Wäldern, wenn sie nur groß genug sind, verliert auch ein raues Klima seine größten und lebensschädlichsten Härten. Die Niederschläge nehmen zu, und das ist gut für die Pflanzen. Aber sie werden sanfter und fallen gleichmäßiger, und das ist noch viel besser. In den Steppen gibt es im Jahr nur bis zu fünfhundert Millimeter Regen und Schnee, in den Waldländern aber stets über siebenhundert, manchmal auch Tausende. Die fünfhundert Millimeter der Steppe verteilen sich auf etwa zwanzig bis fünfzig Gewitter, Wolkenbrüche und Schneestürme mit dazwischenliegenden trockenen Wochen und Monaten. In einem so ausgeprägten Waldklima wie in Oberbayern, im grünen Herzen Deutschlands in Thüringen oder im Harz regnet und schneit es im Jahr an einhundertsechzig bis zweihundert Tagen. Der Sommergast findet das betrüblich, der Wald aber erfreulich. Namentlich im Waldesinnern ist die Macht der Sturmwinde gebrochen. Im Sommer ist es darin weder so dürr noch so staubheiß wie auf freiem Feld, im Winter aber nicht so klirrkalt. Und der Waldboden? Den steinigsten Gang überziehen die Bodentiere, die Klein- und Großpflanzen in vereinter Arbeit alsbald mit Humus. Fällt man aber im Kahlschlag den Wald, dann wird die Fruchterde alsbald von Regen- und Schmelzwasser weggewaschen.

Der Wald verbessert auf diese Weise seine gesamte Umwelt. Er mildert für seine Bewohner die Schicksalschläge. Man kann sagen, daß das System, das im Walde verwirklicht ist, die Wohlfahrt jedes einzelnen befördert, der sich diesem System unterwirft.

Wir suchen immer noch einer Gesellschaftsordnung, die solches leisten kann. Und in unserer heimatlichen Natur steht uns eine vor Augen, der man diesen Erfolg nicht absprechen kann. Freilich kommt der Gesamterfolg auf eine rauhe, gewissermaßen unbarmherzige Weise zustande: durch gegenseitigen Kampf,

nicht wieder vergeht. Er ruht in sich selbst, er erhält sich selbst. Mehr kann eine Lebensgemeinschaft eigentlich gar nicht leisten. Und dennoch übertrifft der Wald sogar diese Forderung noch.

Denn er übt nicht nur Wirkungen auf seine Bewohner wie ein gut verwalteter Staat, sondern er ändert auch nach und nach seine eigene Umwelt zu seinem Vorteil.

freilich auch viel Anpassung. Aber Leben ist nun einmal an sich keine weichherzige und sentimentale Sache. Und in der Natur fehlt eines, was uns gegeben ist und manchem Kampf vorbeugen und ihn vermeiden hilft: nämlich Einsicht. Nur in den Grundzügen läßt sich dieses System nicht umbauen, wenn es zu gleichem Erfolg führen soll.

Schlüters Abschied von Berlin

Novelle von Josef Budhorn

Zu Ende also? Er ist unstet gewesen sein Leben lang. Hat vieler Herren Länder gesehen und ihr Wesen in sich genommen, seit er bei David Sapovius in Danzig zuerst mit Schlägel und Meißel an die Geheimnisse der Bildhauerkunst herangeführt worden ist, die ihm vom Vater ins Blut vererbt war. Zu gestalten, das war von je Zwang in ihm. Zu meißeln, zu bauen. Im Rhythmus eines Gefühls, das wie Urtrieb in ihm pochte, ihn drängte. Er hat Bernini und Michelangelo in Italien erlebt; französische Renaissance und klassische Harmonie — hat alles in sich getragen, was Gefühl für Form und Zwang zur Gestaltung war — hat gesehnt, gesucht; angenommen, verworfen; ist gefangen, ja beseffen gewesen, wenn besonders Erlesenes in ihm Flammen auflöhen ließ, und hat immer wieder, in zehrender Not oft, Fremdes aus sich neu zu gebären versucht; hätte Schlägel und Meißel manchmal, unter der Last nicht abjudämmernder

Dhnmacht, von sich tun mögen, um im Zauber des Taktstodes Melodien aus dem Bund der Geigen, Bratschen, Celli und Flöten zu wecken, weil er da größere Freiheit im Wurf der Arme nach der Schönheit zu finden hoffte — und ist schließlich Mensch, Mann, Künstler in dieser Einöde geworden, in der sich kein Teppich breitete, der die Füße in Blumen trug, über der sich kein Himmel wölbte, der Farben verschüttete, daß ihr Segen Empfangnisgnade wurde...

In Belschland drunten war heißerer Atem als hier, weil der Himmel sich sündiger Erde gnädiger neigte. Hier war alles hart, herbe, verschlossen, asketisch. War kein Überschmelzen von Farbe und Ton, stand, wie geschnitten, Kontur neben Kontur! Herbe, hart... Vor Hamburg, das erste Kindheit gesehen, wallte das Nordmeer, war frühes Ahnen schon von Ferne gestellt. Waren seine Erinnerungen dahin auch blaß, standen sie doch... Anders

der Blick nach Danzig. Der sah schon bewußter. Sah im Winkelgang um die kaum meterbreite Radaune, daß sich die Häuser an ihr schier die Stirnen zerstiessen. Sah in Speicherrhöhen über der Mottlau, aus deren Lufen gelbes Korn wie flüssiges Gold in die Frachtkähne floß. Sah in Mauerenge mit dem Wuchs dicker Wachttürme aus ihr, in himmelsinsuchende Türme, schlanke, spitze und gewuchtet-schwere. Sah italienischen Geist in nordischer Herbeheit Wunder wirken, im Linien-, Form- und Farbenspiel des Artushofes, im gelösten Maßwerk heiterer Brunnen . . . Sah Sinnenfreude, die trotz Hauptbuch und Kontordumpfsheit tagbejahend die Melodie des Lebens aus südlichem Gebreit in das kältere Blau nordischen Himmels eingefangen hatte . . .

*

Die Pferde vor dem Reisewagen scharren im Hof. Er fährt aus dem Gespinnst der Erinnerungen jäh zurück, als ob ein Ruf ihn davongerissen hätte. Müde streicht er mit der Linken über das längst silberdurchzogene Haupthaar. Der Diener unten schleppt Gepäck, das vorsorgliche Hand gerüstet hat. Denn es ist lange Fahrt bis Petersburg.

„Mußt mir bleiben, Andreas“, hat vor Minuten erst die Frau an seinem Halse geschluchzt, die ein Leben mit ihm gewesen ist. Er weiß ihr Dank dafür. Und wird ihn immer wissen.

Wird einsam um ihn sein in Petersburg, wie warm ihn der russische Kaiser dort auch betten will. Zusagen dafür sind. Und sind nicht Zusagen eines Kaisers Verheißungen?

Aber — Zusagen! Er lacht bitter vor sich hin und malt die Zähne, daß sie knirschen. Waren sie nicht genau so — Verheißungen damals, als der dritte Friedrich, der dann der erste König in Preußen wurde, ihn vom polnischen Hof zu sich lockte, daß er in die Kargheit seiner Residenz die Schönheit trug, deren sie ermangelte? Zusagen?! Schlägt die Hand auf die Fensterbank und sinkt in sich . . .

Plötzlich reckt er sich wieder hoch und hat die Blicke geradeaus. Ja, sein Werk steht, das er hier geschaffen, und ist längst über berlinische Enge hinausgewachsen. Sein Ruhm läuft im bunten Wimpelzug wogenzerteilender Karavellen weltein. Runde von da und dort hat es ihn wissen lassen. Aber die Kargheit hier war ihm inzwischen Untergrund für seinen Lebensodem geworden, die Strenge hier Voraussetzung für den Ansatz seiner Gedanken — Könnt' stolz sein, wenn es allein nach seinem Werke ging.

Nur —

Wo ist die Verheißung heute, die einmal Lozung war? Wo?! Ein Fehlschlag, und siehe: Ungnade wuchs über Schuld.

Der Münzturm . . .

Da stehen Schweißperlen vor seiner Stirn, und Übelkeit kommt in ihm hoch, daß er beide Hände um das harte Holz vor sich pressen muß. War der Turm das einzige? Entscheidende seines Werkes? Mitnichten. Teil, kleinster Teil davon. Nicht mehr. Und doch wurde über ihn Gericht und Spruch, der das Ganze verwarf.

Maulwürfe hatten längst den Boden unter ihm gelockert, ein Fehltritt vom Wege — und schon sank er im klüglisch unterwühlten Erdreich ein.

Der Münzturm . . .

Ja, war Schuld bei ihm? Nach dem Buchstaben ja, daß er auf unsicherem Grund gebaut hatte. Aber — wußte er, wußte irgendwer vorher darum, daß er unsicher war? Und so, daß sich Bauwerk über ihm gerichtet, nachher neigte? Einsturz drohte und Abtrag darum unvermeidlich war? Prüfende Grabenarbeit hatte alles als untadelig befunden. Und es war dabei nicht offenbar geworden, was erst unter der Wucht der Quadernsfülle Ergebnis ward, daß die Wasser der Spree unter ihm verderblich Spiel gespielt hatten und Erde nach sich zogen, wenn sie, müde getollt, sich wieder verließen.

Oh, über die Neunmaßklugen, die nachher so geschickt waren, daß sie vorher schon um jegliches Gebreist gewußt hatten, die Gosander und Grünberg und der armselige Mathematikprofessor aus Frankfurt an der Oder, der Sturm, der nachher wie die anderen im Peingericht so spinnig zu fragen, zu quälen und seine Sache ins Unrecht zu wenden wußte. Ihn auszogen, bis er zuletzt in Gefühl und Würde nackt auf dem Seziertisch lag. Diese bisher Kleinen unter ihm, die plötzlich Gerichtsgrößen über ihm geworden waren, weil fürstlicher Wille sie dazu erhöht hatte! Da kriegten Reid, Nachsucht und jäh gewonnene Würde schnelle Jungen. Aber die Zeit von damals! Schande war sie und Tortur. Er — und jene? Von denen keiner an ihn konnte — und doch!

Flammendes Rot überweilt jäh sein Gesicht, daß die Strähnen an den Schläfen wie zum Plagen schmerzen.

Ein tiefer Atemzug, der die breite Brust wieder dehnt, dann ist der Anfall vorüber.

*

Aber die Linden vorm Hof wächst das Zeughaus auf ihn zu . . . Glück des Planens und Schaffens wird noch einmal lebendig vor ihm.

War erste Arbeit in Berlin, die er an ihm getan. Und wieviel andere, der Nering, der mindere Grünberg und der fähigere de Bodt, die alle mit daran geschaffen hatten: sein Wurf gab letzten Umriß, seine Phantasie entscheidende Gestaltung.

Das blieb —

Es blieb der Mars im Relief des ersten Stockwerks mit seinen Trophäen und Helmen. Ohne Mars würden nie die Musen hier gastliche Heimstatt finden, nie Menschen im Frieden über sich wachsen. Und darum: zu Kraft in Waffenwille gehörte Opferbereitschaft. Darum hat er, weicherzigem Einwurf zum Trotz, die Masken der sterbenden Krieger im Innenhof des Zeughauses, das Arsenal des Krieges und des Willens zum Sieg, gewölbt, daß sie den Tod dem Leben nahebringen. Als gleichwertig und blutsverwandt. Als Mahnung und Predigt. Und Botschaft vom Himmel: Wenn du leben willst, sieh zu, daß du opfern, daß du — sterben kannst!

Der Mars an die Borderfront, die Masken in den Innenhof. Der Mars für die Schau, die Masken für die Besinnung. Krieg ist laut, Tod stumm . . . Waren Stunden damals, als er die Masken schuf! Als die Gesichte Gefallener im Schöpfungszwang ihn bedrängt, gequält, gestoßen, getrieben, erhoben und niedergeworfen haben. Zwang trieb ihn zum Ton, Angst vor der Bildwerdung riß ihn wieder zurück. Ringen war in ihm, das Form schuf und zerbrach, wieder und wieder. Gewalten außer ihm hatten von ihm Besitz genommen und versuchten sich an ihm. Schauer waren in ihm und Entzücken, Wärme und Kälte, bis mit einem Male Adel der Ruhe wie eine Fermate über dem Chaos in ihm und außer ihm stand, den Gewalten gebot. Da wurde das Werk.

Sieg und Tod sind Saaten auf einem Feld, daß die Bürde der Menschheit trägt. Sieg, taggegeben, und Tod, über dem Tag bereits der Zukunft verwurzelt, die neuen Tagen leuchtet.

Sieg ohne Todbereitschaft war Weicherzigkeit und Verdruckssein vor natürlicher, weil gegebener Forderung, daß nur todbereiter Einsatz Wagnis lohnt. Darum: sollte das Zeughaus Sinnbild und Mahnung sein, mußte eins und das andere an ihm lebendige Form werden: Symbol des Sieges: Mars im Prunk seiner Merkmale und Zeichen, und Symbol des Todes, der vor dem Siege steht: die Masken der sterbenden Krieger, die bleiben, ob er auch geht und Berlin in Petersburg vergessen soll.

Vergessen? Alles in ihm bäumt sich gegen das Wort. Er kann, er wird nicht vergessen — nie! So wenig, wie er jemals von dem Glück der Liebe scheiden wird, die ihm vor Viertelstunden noch herznah war . . .

Die Jahre voll Schöpferliebe und -leidenschaft hier, voll Schöpferkraft, -willen und -glück, die sollte er vergessen? Weil ein Münzturm einmal im Sand der Spree verschluckt ist? Und Gnade in Ungnade gewandelt hat, als ob er nie der Erste unter seinesgleichen gewesen wäre?! Schimpf des Schuldturnes ist ihm erspart geblieben, aber das Abtun von der Lebenstafel, die Verbannung in den Winkel — die waren schlimmere Strafe als Dunkel und Fron einer Zelle je sein können.

Der erste König ist ohne Versöhnungswillen von ihm geschieden; der neue, der zweite, der Sohn, jagt ihn davon. Nur das Schwert soll noch Zepter sein, und der Mars an der Front des Zeughauses über allen stehen. Da wird nicht Raum genug mehr sein für neue Masken sterbender Krieger. Aber die meißelt dann ein anderer als er. Nur: Vorbild werden seine Masken bleiben, denn über die kommt keine Kunst Späterer hinüber, nicht über das Grauen des Krieges, das sie weisen, nicht über den Adel des Sterbentönnens, den sie künden . . .

Der neue, der zweite König jagt ihn davon. Daß er heimatflüchtig wäre, wenn nicht der Ruf des Zaren zu gegebener Zeit ein Stück Erlösung für ihn geworden wäre. — Aber — trotzdem: er bleibt. In seiner Schrift, in seinem Werk. Er spürt es, nein, er weiß es . . .

Das Zeughaus drüben vor ihm sagt es. Es sagen Kirchen, die er geschmückt, Gräber, die er geweiht hat. Es sagen Baublüten,

die er aus kargem Sand in die märkische Sonne gezaubert hat, daß sie heute wie Wunder in ihm stehen: das Schloß in Charlottenburg, das Gartenhaus des Geheimen Rates von Ramecke in der Dorotheenstraße. —

Und wenn er nichts von alledem, wenn er nur den Kurfürsten über der Spree gemeißelt hätte, den er in die Zukunft Preußens reiten läßt; Römer und Märker in einem Guß, Willens- und Tatmensch, Krieger, Herrscher, Gewaltiger über Volk und Leben, Zwinger seiner Zeit und Verheißer neuen Aufstiegs zu Glück und Größe — wenn er nur den gemeißelt und — so gemeißelt hätt' —: er bliebe. Wie der Verrocchio in Venedig und der Donatello in Padua geblieben ist und bleiben wird. Denn sein Friedrich Wilhelm der Erste steht in nichts hinter dem Colleoni jenes oder dem Gattamelata dieses —

*

Er hat die Stirn an den Scheiben, um dämpfende Kühle an sie zu legen . . .

Bitter die Fahrt durch Wetter und Wind ins russische Eis. Bitter das Sich-trennen-müssen vom gelebten Werk. Bitter,

die Frau zu lassen, die er liebt mit Seele und Sinnen und die er nicht von sich zu denken vermag. Nur: darf er sie an ein Ungewisses binden? Erst wenn er neuen, sicheren Grund unter sich weiß, anderen als den vom Münzturm —

Nein, davon jetzt nichts mehr —

Petersburg. Ein Kaiser ruft. Wenn ihn ein König hielte?! Hamburg, Danzig, Polen, Italien: Bilder, die auf bunten Kartons vor ihm lebendig sind. Aber Berlin, Preußen: da ist das Herz und kann nicht von ihm.

„Andreas!“ kommt eine Stimme die Stiege herauf: „Andreas!“

Da zuckt der Mann am Fenster, das in die Stadt seiner Sehnsucht schaut, die bald nur Sehnsucht, suchende, brennende, klagende Sehnsucht sein wird, in sich zusammen, wischt schnell eine Fährte von nur allzu weich gewordenem Auge, und alle Gesichte fallen vor dem einen ins Nichts, das jetzt aus dem Treppengang in die Tür geistert:

„Andreas, es ist alles bereit. Die Fahrt kann beginnen!“

Stöckend und herzhoch jedes Wort. Da schluchzt der große Mann in die Arme der kleinen Frau, die in diesem Augenblick doch so viel stärker ist als er, ein Wort, das eine nur: „Du!“

Abenteuer in den Bergen

Erzählung von Michael Zorn

Schweigend ritten wir durch die Nacht. Die gigantischen Felsenberge Bosniens sind beim Lichte des Tages von überwältigender Schönheit. Steinwüsten hat man sie genannt — diese Bezeichnung wurde von Menschen erfunden, die mit kaltem Herzen und noch kälter Seele dort unten waren. Das Auge des Mannes aber, dem es gegeben ist, Natur in Ursprünglichkeit zu sehen und in sich aufzunehmen, wird trunken vom Wechsel des Geschehens. Felsstürze und Geröllhalben, Urwald und glühender, nackter Fels, Siedehitze im sonnenbestrahlten Granit, Eisesfalte in den Cañons der Hunderte von Metern tief eingefressenen, kristallklaren Gebirgswässer. Die Bewohner sind wie ihre Berge. Stumm, verschlossen, tapfer und kindlich. Die Folge des Krieges hat sie zum langamen Sterben verurteilt.

Herrlicher aber als die Tage sind die Nächte. Südliches, dunkelblaues Firmament mit unzähligen flimmernden Sternen senkt Andacht und Frieden in die Brust des Reiters.

Wir — mein Milchbruder und Jäger Toni Rottenmanner und ich — kamen von Gorazda, hatten wochenlang in den Gebirgswässern nach Forellen gefischt und waren verwildert und braun gebraten wie echte Bergmenschen. Unsere Gäule schritten stetig dahin. Diese kleinen Tiere sind wie Raubkätzchen, sie sehen im Dunkeln. Nie kam ein Fehltritt vor, sicher und ruhig trugen sie uns den Saumpfad weiter, der in phantastischen Windungen, Steigungen und Abstürzen über die Höhen gegen Podmiljaca zog. Führer war ein Bosniak aus dem Gebirge. Er hatte die beiden Saumpferde am Leitzügel, wir ritten hinterdrein. Unser Ziel für die einfallende Nacht war der Han (Gebirgsbauernhof) Duic, wo wir Freunde hatten.

Duic hatte uns immer wieder Botschaft gesandt, daß er uns gewiß erwartete. Das Haus empfing uns brüderlich. Wie durch Zauber stand der Mokka auf dem Steintisch, und goldgelber, alter Slivowitz perlte in den kleinen Gläsern.

„Es ist gut, daß ihr kommt“, sprach mein Gastfreund. „Meiner Mutter Bruder erwartet uns beim Grenzposten Jabuka, er will dort von den Bergbewohnern Pferde kaufen und bittet mich, euch mitzubringen. Wir reiten morgen bei Tagesanbruch.“

Dann setzte er noch hinzu:

„Svetozar Albanowitsch ist mit seinen Skiptaren (Ablersöhnen) durch den Grenzkordon gebrochen — man macht Jagd auf ihn. Sind eure Waffen in Ordnung?“

Albanowitsch war ein junger, kühner Bandenführer, der den Streifkommandos genug zu schaffen machte. Er kämpfte für die Freiheit seiner serbischen Brüder diesseits der Grenze, und in den Berghöfen wurden Lieder von seinen Heldentaten gesungen.

„Nun“, meinte Toni, „die Waffen sind in Ordnung — aber, Bruder, du wirst doch nicht glauben, daß wir Männer deines Volkes nur töten werden, weil sie für die Freiheit kämpfen?“

Duic sah ihn lange an, dann nickte er und gab ihm die Hand.

Frühmorgens brachen wir wieder auf, nachdem wir unseren bisherigen Führer entlohnt hatten. Wir ritten, bis die erbarungslose Sonne über unserem Scheitel stand, und tauchten während der Glutstunden des mittäglichen Tages in eine der tiefen Schluchten, die schäumendes Wasser und köstliche Kühle bieten. Außer Duic und uns waren noch zwei Söhne unseres Gastfreundes da, prachtvolle Gestalten voll Jugend und Kühnheit.

Als die Sonne gegen Westen sank, ritten wir wieder los. Wir ritten schweigend hintereinander, der Wald war dunkel, sogar die Pferde traten leiser auf. Duic war Führer, er kannte den Weg. Endlich kam wieder Himmel, der uns durch die dicht verfilzten Baumkronen verlorengegangen war. Wir ritten bergab, Duic immer voraus. Als wir eine tiefe Schlucht passierten, hörten wir vorn einen kurzen Ruf: „Stoj!“ (Halt!). Toni, der hinter mir ritt, schob seinen Gaul knapp an mich heran.

„Schrecke dich nicht“, sagte er leise, „und mach' ein gleichgültiges Gesicht! Rechts und links von uns liegen Leute mit Gewehren im Anschlag!“

Er, der Jäger, hatte es mit seinen Falkenaugen entdeckt, ich hatte gar nichts gesehen.

So standen wir eine Weile. Von vorn kam Gemurmel, den Haß des alten Duic konnte man heraushören. Es war so finster geworden, daß wir in der Schlucht überhaupt nichts mehr sahen. Die Pferde begannen plötzlich wieder auszuschreiten. Als wir aus den Felsen kamen, lag vor uns in einer tiefen Mulde ein Lager. Ein kleines, rauchloses Feuer glühte am Boden, ein Kessel hing darüber. Wir hielten wieder, Duic stieg ab und sprach leise mit einem hochgewachsenen Manne, der ebenso leise erwiderte. Andere Männer standen am Feuer, jeder sein Gewehr in der Hand. Es mochten vielleicht an die zwanzig sein. Duic wandte sich:

„Steigt ab, Brüder, wir können jetzt nicht weiter. Er“ — er deutete auf den Führer — „hat uns eingeladen, an seinem Feuer zu ruhen, bis die Sterne wieder bleich werden!“

Diese Einladung war ein Befehl. Toni, der ein Freund erregender Situationen war, sprang ab und ging zu Duic, um den Führer zu sehen. Ich folgte. Die Gäule wurden abseits geführt, und nun saßen wir fünf um das Feuer, die Männer im weiten Kreise hinter uns. An Duics Seite saß der Führer. Er saß mit gekreuzten Beinen, die braunen Hände lässig auf die Knie gelegt. Ein noch junger Mann mit dem Blick eines Falken, dem schönsten Männermunde, den ich je gesehen, einer perlenden Reihe blendend weißer Zähne und einem langfädigen, schwarzen Schnurrbart. Die edle Stirn, eine Adlernase, willensstarke Brauen ergänzten den günstigen Eindruck, den ich empfing.

Kleiner Markt in Holland

Aufnahmen:
J. Kluger



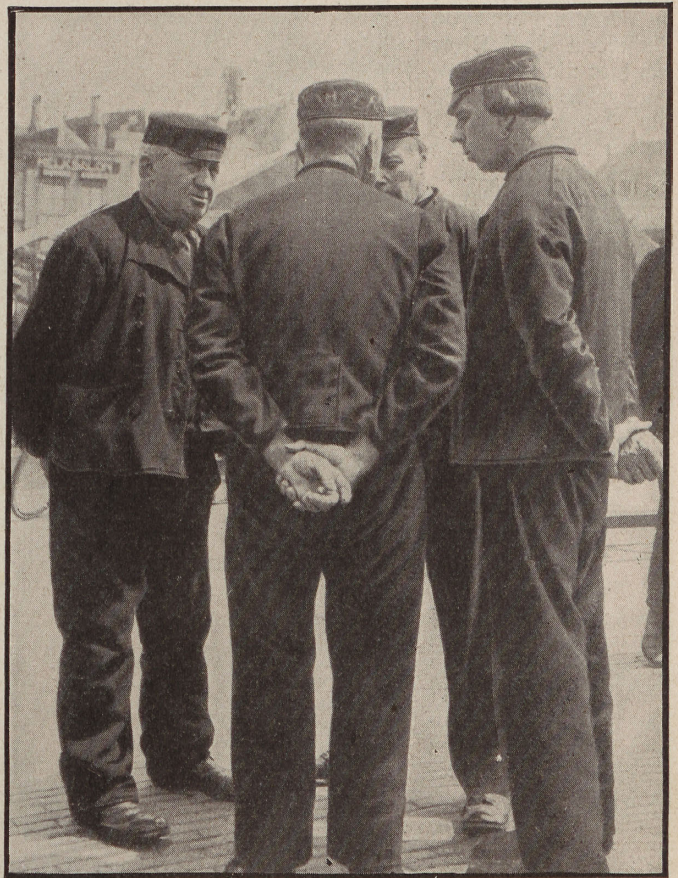
„Sieh bloß die Antje an, wie die wieder aufgetakelt ist! Und eine neue Kette hat sie auch! Wo die bloß das Geld hernimmt?“ — „Woher? Das weiß doch die ganze Stadt! Vom Wirtssohn, dem liederlichen...“



„Die zwei dort drüben hatten ja nie was Besseres zu tun, als sich die Mäuler über andere zu zerreißen! Der Mann sauft im Wirtshaus, die Kinder verschludern — aber die Metzgerin tratscht, daß man's über den ganzen Markt hört...“



„Piet Houtens Jüngster ist beim Kramer Brouwer ausgerissen!“
„Was Sie nicht sagen!“ — „50 Gulden hat er mitgenommen!“
„Und die Griet?“ — „Die hat er dagelassen.“



„Der Jan hat den Müller aber übers Ohr gehauen!“
„Geschicht ihm recht, dem Döskopp! Der sollte mir mal kommen!“ — „Na, setzen wir 'nen Genever drauf!“

Der Kessel kochte, unser Wirt klatschte in die Hände — drei Männer brachten jedem von uns eine kleine Scheibe gelben Maisbrotes. Der Führer zog ein Büchlein heraus und öffnete es. Mit Grazie bot er uns — Salz zum Brot!

Wir waren also sicher wie in Adams Schoß. Stumm aßen wir, dann sprach Duic:

„Meine Brüder — Svetozar Albanowitsch, der Kämpfer für die Freiheit seines Volkes, bittet uns, seine Gäste zu sein. Er muß bis zum kommenden Morgen hier lagern und geht dann wieder über die Grenze zurück. Wir können nicht weiter reiten, da wir sonst den ‚Strafunis‘ (Streifkommandos) in die Arme laufen würden. Ich denke, daß wir bleiben!“

Wir dankten, Toni war begeistert. Ich sah, daß er den jungen Bandenführer mit den Augen verschlang. Albanowitsch fragte uns, wie der Fischfang und die Jagd bei Gorazda gewesen wäre — ja, diese Berge und Flüsse gaben alles, was das Herz begehrte.

Wir bekamen einen ausgezeichneten, fetten Hammelpilaw, zu dem der Wirt eine dickbäuchige Flasche besten Pflaumenschnapfes kreisen ließ. Wir waren alle zum Plagen satt, schwarzer Kaffee kam und wurde in hölzernen, kleinen Täßchen geboten. Schließ-

lich dampfte die Pfeife mit goldgelbem, türkischem Tabak. Ein kurzes Gespräch sprang auf. Albanowitsch ließ sich von der Welt des Westens erzählen, von den ungeheuren, steinernen Städten, wo Hunderttausende von Menschen leben mußten. Mit dem Ausdruck der Verachtung hörte er zu. Dann fragte er:

„Gibt es überhaupt noch freie Männer bei euch?“

Eine Frage die ich nur recht stümperhaft beantworten konnte.

Wir waren den ganzen Tag geritten und sehr müde. Das Feuer glomm nur noch ein wenig, wir wickelten uns in die Decken, um noch ein paar Stunden zu ruhen. Als Toni und ich erwachten, kam schon der Tag. Duic und seine Söhne saßen am hellflackernden Feuer und rösteten Speck zum Brote. Der Platz war leer, die Männer verschwunden. Lautlos waren sie gegangen, als ihre Zeit gekommen war. Wir fragten nicht, Duic nickte uns zu und sagte:

„Die Skiptaren sind fort. Albanowitsch hat deinen Repetierstutzen und die Stahlmantelgeschosse mitgenommen. Er grüßt dich und sendet dir als Gegengeschenk seinen Jatagan, es ist besser als . . .“

Ja, es war besser, als wenn er uns verschleppt hätte. Wir waren billig davongekommen. Die Waffe konnte ich verschmerzen.

Nudelgerichte

Von Charlotte Nipkow

Es ist sonderbar, daß für die Verwendung der Nudeln als Hauptgericht so wenig Rezepte bekannt sind. Nudelauflauf mit Schinken und Parmesankäse — darauf beschränkt sich bei sehr vielen Hausfrauen die Bekanntschaft mit den Nudeln. Dabei lohnt es sich sehr, sich mit den vielfältigen Zubereitungsmöglichkeiten der Nudeln einmal näher zu beschäftigen. Denn die Gerichte sind einfach anzufehen, sehr nahrhaft, und — was ja heute besonders ins Gewicht fällt — auch billig, da wir wegen ihres hohen Nährwertes nur $\frac{1}{4}$ Pfund pro Kopf zu rechnen brauchen. Außerdem handelt es sich hier nicht um Saisongerichte, da uns ja die Nudeln zu jeder Jahreszeit in ganz gleichbleibender Qualität zur Verfügung stehen. Dagegen lassen sie sich durch die Wahl der Zutaten bequem den Erfordernissen der Jahreszeit anpassen, so daß wir neben den schweren, warmen Wintergerichten auch eine ganze Reihe leichter, zum Teil kalter Gerichte für die heißen Sommertage haben, die aber doch ein vollwertiges Mittagessen abgeben.

Wir haben in den nachstehenden Rezepten durchweg $\frac{1}{4}$ Pfund Nudeln auf den Kopf gerechnet; hiernach richtet sich dann die Bemessung der Gewürze. Für die Zubereitung ist grundsätzlich zu beachten, daß alle Nudelgerichte kräftige Würzung vertragen; also nicht ängstlich sein, aber

immer wieder sorgfältig abschmecken! Ferner: Alle Nudelsorten müssen in sechsfacher Wassermenge gekocht werden, also auf ein Pfund Nudeln drei Liter Wasser, dann durch das Sieb abgießen, kalt abschrecken und gut abtropfen lassen. Diese Behandlung ist ausschlaggebend für den Geschmack der Nudeln und muß genau beachtet werden.

Nudelauflauf mit Äpfeln. $\frac{1}{2}$ Pfund Nudeln in

leichtem Salzwasser aufkochen, abgießen, abschrecken und dann in Milch gar kochen. Zwei Eier, 50 Gramm Zucker und etwas abgeriebene Zitronenschale in Milch gut verrühren. Hierauf mischen wir dies mit einem Pfund geschnitzelter Äpfel und drei Löffeln geriebenen Zwiebaks gut unter die Nudeln, tun das Ganze in eine gut gefettete, mit Zwieback ausgestreute Form, bestreuen oben auf mit Zwieback und backen bei guter Hitze eine knappe Stunde.

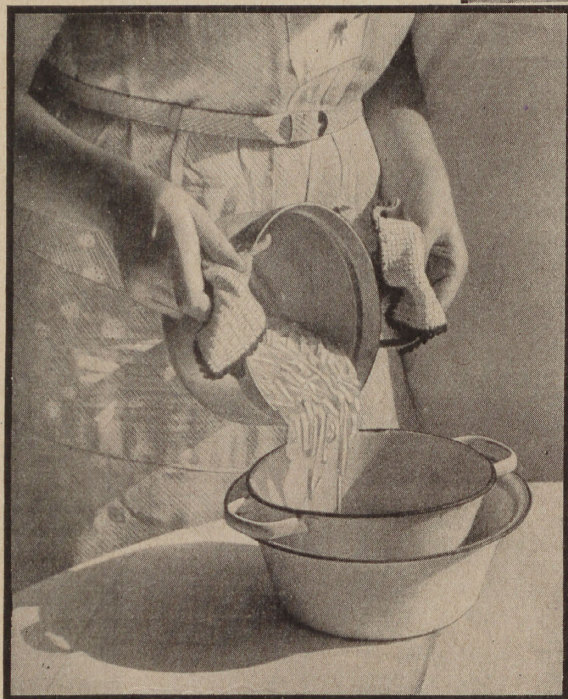
Nudelsalat. Hierfür eignen sich am besten Suppeneinlagen (Hörnchen oder Schleifen). Wir kochen sie wie üblich in leichtem Salzwasser, nicht zu weich, gießen ab, schrecken ab, lassen abtropfen. Dann setzen wir eine Soße an aus Zitronensaft (auch Essig), Butter oder Öl, Pfeffer, Salz, Zwiebeln und Senf. Am Zitr-

Nudeln sind ein beliebtes Kindergericht



nenft soll nicht gespart werden. Abgeschmeckt wird die Soße mit einem kräftigen Schuß Tomatencetchup. Die Nudeln werden nun mit der Soße gut durchgeschwenkt und das Ganze 24 Stunden kaltgestellt. Vor dem Anrichten wird etwas rohe Tomate, rohe und saure Gurke, ganz fein geschnitten, untergemischt. Garniert wird mit Scheiben von Gurke, Tomate und hartgekochtem Ei.

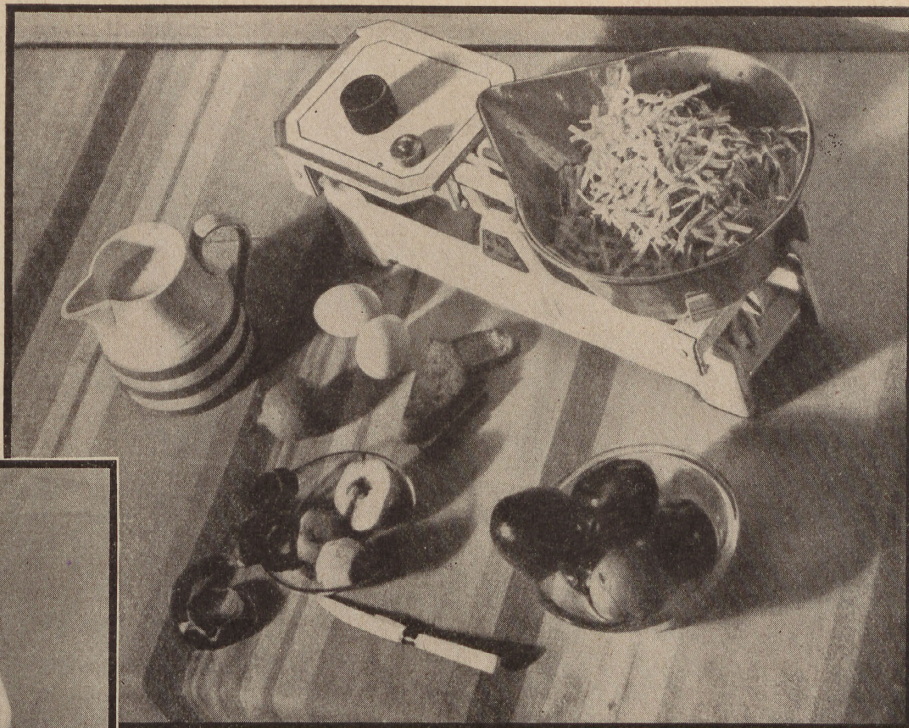
Makkaronisalat. Nach dem Kochen und Abschrecken der Makkaroni oder Röhrennudeln bereitet man folgendes Gemisch: Kleine Gurkenstückchen,



Alle Nudelwaren werden nach dem Kochen auf ein Sieb gegossen und kalt abgeschreckt

fein geraspelten rohen Apfel, Tomaten oder was die Jahreszeit sonst bringt, Saft einer Zitrone und ein Stückchen frischer Butter. Alles wird mit den Makkaroni gut durcheinandergeschwenkt. Man kann den delikaten Salat originell anrichten, indem man ihn auf eine Platte häuft, mittels eines Zahnstochers oder Stäbchens einen hübschen Turm darauf setzt und ringsherum mit Schinkentütchen, die mit Eischeiben und Rapsen gefüllt sind, garniert. Der Salat wird mit geriebenem Käse bestreut und ist besonders zu Rinderbraten zu empfehlen.

Nudeln mit Kräutersoße. Ein ganz besonders delikates Gericht. Bandnudeln in Salzwasser nicht zu weich kochen, abgießen, abschrecken, abtropfen lassen und dann, mit einem Stückchen Butter durchgeschwenkt, auf die heiße Herdplatte stellen. Jetzt machen wir die Kräutersoße zurecht. Dazu nehmen wir ein großes Bund feiner Kräuter, möglichst viel verschiedene Arten (Peterfilie, Borretsch, Schnittlauch, Pimpernell, Tripmadam, Löffel-

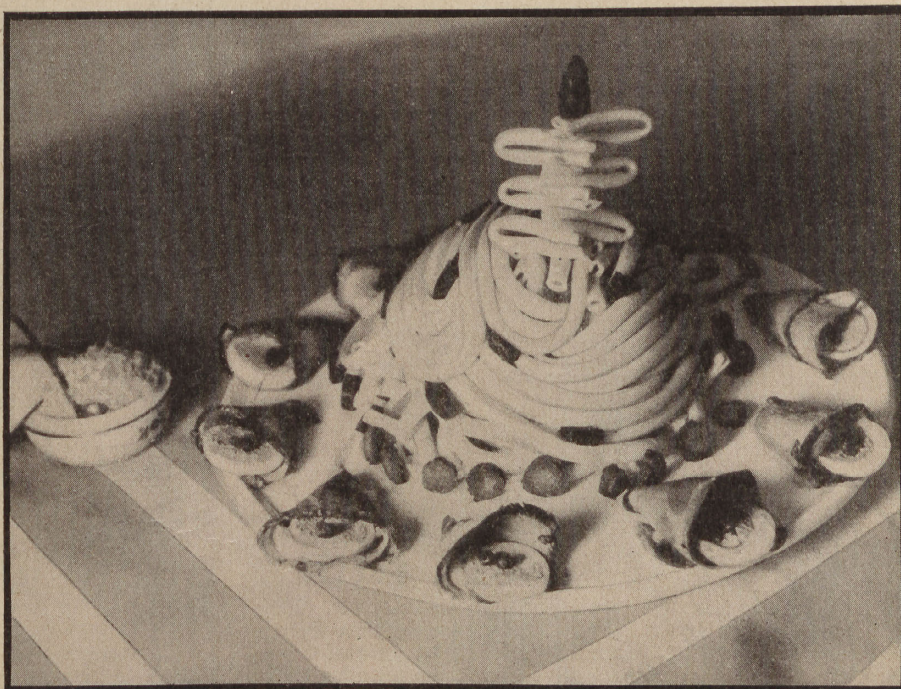


Ein schmackhafter Nudelaufguss mit Äpfeln wird vorbereitet
Aufnahmen E. Nipkow

kraut, Schafgarbe, Feigwurz, Salbei), lassen sie in viel Butter etwa 10 Minuten zugedeckt schmoren, geben dann etwas Mehl hinzu und schmecken mit wenig Fleischbrühe zu einer recht pikanten Soße ab. Hierin lassen wir die Nudeln einige Zeit ziehen und bestreuen dann vor dem Servieren reichlich mit Parmesankäse.

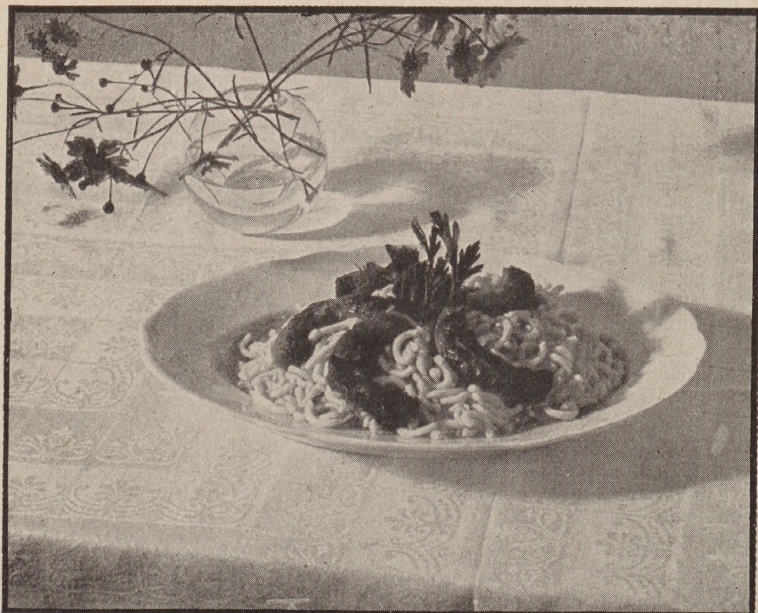
Dazu geben wir Sellerie, roh in Scheiben geschnitten, paniert und in Öl gebacken. — Reste dieses Gerichts geben, mit Zitronensaft angemacht, einen vorzüglichen kalten Salat.

Nudeln mit Hammelzunge gedünstet. Die Nudeln werden wie üblich gekocht und abgeseigt. Eine Hammelzunge wird in wenig Wasser weichgekocht und nach dem Erkalten feingewiegt. Dann tun wir die Nudeln mit der Zunge, etwas Fleischbrühe, Butter, einigen kleingeschnittenen Pilzen in einen Topf und dünsten 15 bis 20 Minuten.



Makkaronisalat mit Schinkentütchen

Aufn. J. Schneider



Nudelhörnchen mit gebratenen Frankfurter Würstchen

Süßer Nudelauflauf. Band- oder Schnittnudeln wie üblich halbweich kochen. Getrocknete Aprikosen, die wir am Tage vorher eingeweicht haben, mit Zitronenschale und viel Zucker in wenig Wasser weichkochen. Dann geben wir in eine gut gefettete und mit geriebener Semmel ausgestreute Form abwechselnd eine Schicht Nudeln, eine Schicht Aprikosen; obenauf Nudeln. $\frac{1}{2}$ Liter Milch, zwei Eier und etwas geriebene Zitronenschale werden verquirlt und darübergegossen. Zuletzt bestreuen wir mit geriebener Semmel, tun einige Butterflöckchen darauf und backen bei mäßiger Hitze $\frac{3}{4}$ Stunden. Der Auflauf hat ein ausgezeichnetes Aroma und eignet sich vorzüglich zur Hauptspeise eines Mittagessens, wenn eine gebundene Suppe zuvor gereicht wurde.

Nudeln mit Frankfurter Würstchen. Die Nudeln werden wie üblich gekocht und abgeseigt. Dann schälen wir die Würstchen und schmoren sie mit einer geschnittenen Zwiebel in Butter, bis sie gut gebräunt sind. Hierauf rühren wir aus einer Mehlschwitze eine gut gebundene Soße, die wir mit Tomaten, Sellerie, Salz, Pfeffer und Senf recht würzig abschmecken. Auf der Mitte des Serviertellers schichten wir dann die Nudeln auf, legen die Würstchen sternförmig darauf und verzieren mit einem Sträußchen Petersilie.

Die Bürovorsteherin beim Anwalt

Von Dr. Olga Bloch

Die allgemeine wirtschaftliche Not zwingt auch die Anwaltschaft zu Sparmaßnahmen. Der gefürchtete Abbau hat jetzt auch auf die Anwaltsbüros übergegriffen. Viele Töchter von Rechtsanwältinnen haben sich daher entschlossen, dem Vater im Büro zu helfen. Hinzu kommt eine Entschließung des „Verbandes Deutscher Rechtsanwaltsfrauen“, der, in Leipzig gegründet, in Berlin und allen deutschen Großstädten Ortsgruppen hat. Bei der überaus akuten Frage nach der Berufsmöglichkeit der Töchter wäre die Tätigkeit im Anwaltsbüro empfehlenswert, ersetzt doch das junge Mädchen im väterlichen Betrieb eine teure Kraft und spart auf diese Weise dem Ernährer der Familie viel ein. — Bei den außerordentlich hohen Anforderungen, die heute an den Vorsteher eines juristischen Betriebes gestellt werden, genügen gute Allgemeinbildung und Intelligenz nicht allein. Nur wer über ein umfangreiches bürotechnisches und juristisches Wissen verfügt, wird seiner Aufgabe, den Chef zu entlasten und die Entwicklung des Unternehmens durch umsichtiges, selbständiges Handeln zu fördern, in vollem Umfang gerecht werden. An der Hand von Musterakten und praktischen Fällen werden daher in unseren Tagen nach amerikanischem Vorbild Abendkurse abgehalten, die die vielseitigen Kenntnisse zwecks Ausfüllung des Bürovorsteherinnenberufs vermitteln sollen. Nur wenige erreichen im allgemeinen ihr Ziel vollkommen, und somit besteht heute in den juristischen Büros häufig ein fühlbarer Mangel an tüchtigen, geschulten Kräften, dem viele Töchter von Anwälten gern abhelfen werden.

In Form gemeinsamer Besprechung findet der Unterricht statt, wobei alle Fragen und Anregungen der Teilnehmer berücksichtigt werden. Schriftliche Aufgaben, die außerhalb der Kurse gelöst werden, können naturgemäß auch auf besonderen Wunsch gestellt werden. Daneben gehören dem Prozeßfach und dem Notariat besondere Lehrgänge. Besondere Berücksichtigung muß das Gebühren- und Stempelrecht finden. Es handelt sich bei der Vorbereitung zur Bürovorsteherin um Vierteljahrskurse, wenn sich die Ausbildung auf die Einführung in die Büropraxis beschränkt, um Halbjahrskurse, wenn die Einführung in die juristische Praxis oder in das Notariat gegeben werden soll. Zwei- oder dreimal wöchentlich findet der Kursus statt. Der Beruf der Bürovorsteherin im Anwaltsbüro unterscheidet sich wesentlich von dem der Stenotypistin beim Rechtsanwalt. Während die bisher bekannte Mitarbeiterin im juristischen Betrieb die rein technischen Grundlagen beherrschen mußte, wobei Stenographie, Schreibmaschine und Buchhaltung genügt, schwebt die Bürovorsteherin von 1932 über dem gesamten Betrieb. Die Stenotypistin, die ihr oftmals im großen Anwaltsbüro unter-

stellt ist, hat den Terminkalender des Anwalts zu beobachten, sie muß für Anlegung, Fortführung und Instandhaltung der Akten sorgen, zur Kontrolle der Termine und Fristen insbesondere den Terminkalender im Kopf haben.

Im Gegensatz hierzu muß die Bürovorsteherin — heutzutage an Stelle von bisher zumeist nur männlichen Kollegen — die juristischen Informationen aufnehmen und Kostenanschläge machen. Sie hat somit in hohem Maß Einblick in den Betrieb und trägt die Verantwortung. Zustatten kommt der Bürovorsteherin natürlich, wenn sie womöglich ein Jahr Tätigkeit als Stenotypistin in einem Anwaltsbüro hinter sich hat, denn nicht alles, was in den jetzt veranstalteten Kursen gelehrt wird, läßt sich in der jungen Praxis der Frau sogleich hinzulernen, beziehungsweise individuell erfassen. Hauptgebiete, auf denen sich die Bürovorsteherin betätigt, ist das Gebiet der Prozeßbearbeitung, soweit sie nicht rein juristischer Natur ist. Das heißt: Ausführung und Kontrolle von Zustellungen, Kostenberechnungen, die auf Grund gesetzlicher Bestimmungen (Gebührenordnung) erfolgen.

Dann aber handelt es sich weiterhin um den Verkehr mit den Mandanten des Anwalts und die Abfertigung der Mandanten. Dies ist für die Bürovorsteherin nicht immer so einfach, bedarf es dabei doch großer Gewandtheit und Verbindlichkeit, da naturgemäß die Tendenz besteht, alles mit dem Anwalt, dessen Zeit recht eingeteilt ist, selber zu besprechen. Soweit es sich um keine juristischen Auskünfte handelt, kann gerade die Bürovorsteherin mit klugem Takt und mit dem rechten Überblick die Mandanten abfertigen. Weiterhin liegt es ihr ob, die Kassenführung zu kontrollieren, Porti und andere Auslagen im Betrieb zu buchen und zu verabreden, schließlich die Bearbeitung der Personalangelegenheiten zu regeln. Nicht zuletzt müssen Krankenfaßangelegenheiten, kurz all das, was den Chef nur in seiner Arbeit aufhalten könnte, von der Bürovorsteherin erledigt, vor allen Dingen aber während der Sprechstunde überflüssige Telefongespräche ferngehalten und wichtige umgehend erledigt werden.

Es liegt auf der Hand, daß der Beruf der Bürovorsteherin die Frau sehr ausfüllt, so daß es fast unmöglich erscheint, daß zum Beispiel eine vielbeschäftigte Hausfrau ihn ohne Hintanlegung ihrer hausfraulichen Pflichten ergreifen könnte! Aber die vielen Töchter, die heutzutage ohne Stellung sind, werden naturgemäß in den Anwaltsbüros der Väter gern helfend einspringen.

Was die Bezahlung der Bürovorsteherinnen generell betrifft, so erfolgt sie nach den üblichen kaufmännischen Bestimmungen und Tarifen.

Vorschau auf die Herbstmode



Nachmittagskleid aus schwarzem Wollstoff mit kleinen, roten Knöpfen und rotem Wildledergürtel



Links: Kleid aus hellgrauem Wollstoff mit aparten Ärmeln, die mit dem Kragen zusammen in rostbrauner Farbe kontrastieren

Aufnahmen: Cläre Sonderhoff

Modelle: R. M. Maassen



Turbanartig gewickelter Samthut mit seitlicher Schleife



Links: Fesches dunkles Seidenkleid mit Seidenrosetten in Knopfform

Rechts: Straßenkleid aus schwarzem Wollstoff, das durch die weiße Garnierung an Bluse und Ärmel sehr elegant wirkt



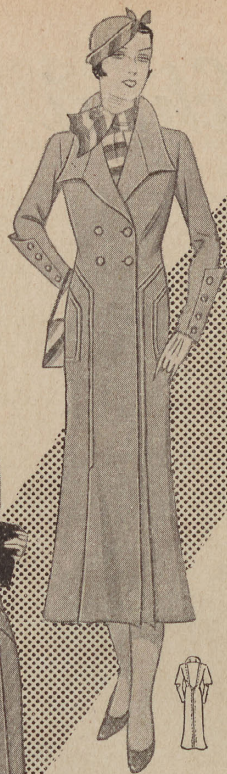
Jugendliche Herbstmäntel ohne Pelzschmück

M 38 339. Wollgeorgette ist zu dem Herbstmantel in schlanker Schnittform verarbeitet, der vorn und rückwärts Längsteilung zeigt. Biesensäumchen bilden den Schmuck an Kragen, Ärmeln, Überärmeln und den Patten. Ein farbiger Seiden- oder Wollschal wird innen an der Kragenmitte durch einen Riegel gezogen. Erforderlich etwa 4 m Stoff, 130 cm breit, für Oberweite von 96, 104 cm

M 38 346. Längsteilungsnähte vorn und im Rücken verleihen dem doppelreihig geknöpften Frauenmantel aus diagonal gewebtem Wollstoff die für stärkere Damen vorteilhafte, schlank machende Form. Der rückwärts hochstehende Kragen ist dem Rückenteil mit einer Spitze aufgesetzt und hier mit drei Knöpfen verziert. Erforderlich etwa 3,25 m Stoff, 140 cm breit, für 100, 112, 120 cm Oberweite

M 38 337. Herbstmantel aus Veloursstoff in aparter Schnittform. Die Vorderbahnen treten in schräger Linie auf die Seitenbahnen, denen die Taschen in entsprechender Form aufgesetzt sind. Man beachte die moderne Teilung der Rückenbahn und die hohen, aufgeknapften Manschetten der Ärmel. Erforderlich etwa 3,55 m Stoff, 130 cm breit, für 96, 104 cm Oberweite

M 38339



M 38337



K 38 301

K 38 301. Praktisches Mantelkleid aus Wollstoff. Die Raglanärmel geben ihm sportlichen Charakter. Durch die vorderen Falten erhält der Rock größere Weite. Ein farbiger Gürtel und verdeckter Knopfschluß halten das Kleid zusammen. Erforderlich etwa 3 m Stoff, 120 cm breit. Schnitt für 96, 104 cm Oberweite

M 38346

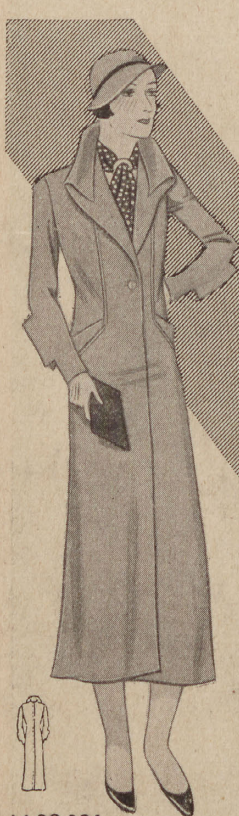
M 38331

M 38 336. An dem Mantel aus Tuch wird der aparte, breite Kragen nach innen geschlagen getragen. Die vorderen Teilungsnähte verlaufen in schräg eingesetzten Leistentaschen. Die anliegende, schlanke Linie erhält er durch die abgesteppte Mittelfalte im Rücken. Erforderlich etwa 3,15 m Stoff, 130 cm breit, für 100, 112 cm Oberweite

M 38 338. Breit gestreifter Diagonalstoff ist für den flotten, gürtellosen Mantel verarbeitet, dessen Raglanärmel unten durch angesetzte Teile erweitert werden. Große, aufgesetzte Taschen und ein breiter Reverskragen sind von praktischem Wert. Erforderlich sind etwa 3,50 m Stoff, 130 cm breit, für 96, 104 cm Oberweite

M. 22 066. Der schlichte Mantel aus Wollstoff wird breit übereinandertretend mit zwei Reihen Knöpfen geschlossen. An dem obersten Knopf sind die Schalenden befestigt. Die Raglanärmel sind unten durch eingesetzte Teile erweitert und durch schmale Bündchen zusammengefaßt, die geknöpft werden. Erforderlich sind 3 m Stoff, 140 cm breit, für 92, 100 cm Oberweite

M 38 331. Zu dem Wettermantel, dessen Rückenbahn zwei Teilungsnähte aufweist, ist der Diagonalstoff in verschiedenem Fadenlauf verarbeitet. Die großen, apart geformten Taschen und Ärmelaufschläge bilden zugleich Garnitur. Verdeckter Knopfschluß und ein Wildledergürtel halten ihn zusammen. Erforderlich sind 3,70 m Stoff, 130 cm breit, für 96, 104 cm Oberweite

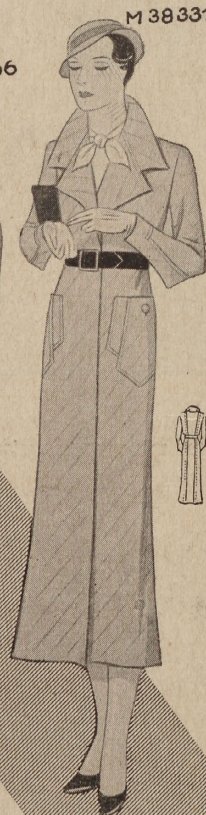
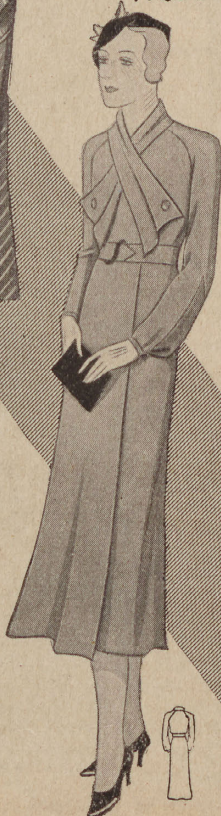


M 38336



M 38338

M 22 066



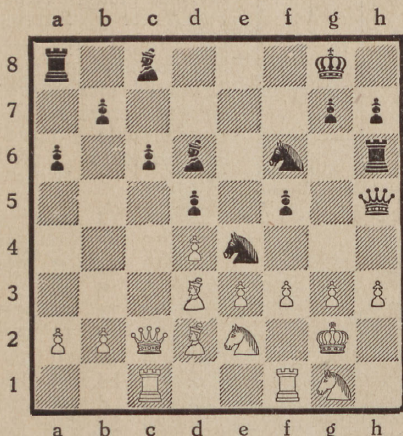
Beyer-Schnittmuster

sind von der Abonnements-Abteilung des Verlages Scherl, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41, gegen Voreinsendung des Betrages von 90 Rpf nebst 15 Rpf Porto zu beziehen

Das königliche Spiel

Nachdruck verboten

Geleitet von F. Sämisch



Stellungsbild nach dem 18. Zuge von Weiß

17. f2-f3 Df7-h5 18. h2-h3 Se4xd2?? 19. De2xd2 Th6-g6 20. Se2-f4 Ld6xf4 21. e3xf4 Dh5-h4 22. Sg1-e2 Sf6-h5 23. Dd2-e1 Tg6xg3+ 24. Se2xg3 Sh5xf4+ 25. Kg2-g1 Sf4xh3+ 26. Kgl-g2 Sh3-f4 27. Kg2-g1 Sf4-h3+ 28. Kgl-g2, und die Partie wurde remis gegeben.

Anmerkungen: 1) Zu ängstlich gespielt; besser geschah Sg1-f3 und auf d5xe4 5. a2-a4! usw. 2) Besser geschah Lf1-d3, denn die Öffnung der e-Linie bedeutet ein größeres Zugeständnis an Schwarz als die Zulassung des bekannten Manövers d5xe4 nebst b7-b5 usw. 3) Der Vorstoß e3-e4? ist nicht spielbar wegen Sf6xe4 und auf 9. Se3xe4 Dd8-e7! usw. (nicht d5xe4? wegen 10. Sf3-g5). 4) Zu zahm gespielt; besser geschah die Rochade nebst e3-e4 usw. 5) Weiß steht nun sehr schlecht, da er gegen den folgenden Königsangriff fast mehrlos ist, weil er keine Gegenchancen besitzt. 6) Wir hätten hier lieber Tf1-h1 und eventuell h2-h4 gespielt. 7) Nach f5-f4! hätte Weiß keine Rettung mehr gehabt, denn die Öffnung der Diagonale e8-h5 hätte vernichtend gewirkt und die weiße Königsstellung in die Luft gesprengt, z. B. 19. f3xe4 f4xe3 20. Ld2xe3 Lc8xh3+ usw., oder 19. g3-g4 Sf6xg4 usw., oder 19. Se2xf4 Ld6xf4 usw. Eine sehr lehrreiche, allerdings auch ziemlich verwinkelte Kombination. 8) Schwarz muß sich nun mit einer Zugwiederholung begnügen, da der Käufer d3 wegen der Mattdrohung auf e3 nicht geschlagen werden darf.

Eine interessante Remispartie

Nr. 446 Partie Nr. 143

Abgelehntes Damengambit

Weiß: Hans Johner
Schwarz: Flohr
Gespielt im Turnier zu Bern.

1. d2-d4 d7-d5
2. c2-e4 e7-e6
3. Sb1-c3 a7-a6
4. e2-e3! Sg8-f6
5. Sg1-f3 Sb8-d7
6. c4xd5? e6xd5
7. Dd1-b3 c7-c6
8. Lf1-d3! Lf8-d6
9. Le1-d2! 0-0
10. Ta1-c1 Dd8-e7
11. 0-0 Sf6-e4!
12. Db3-c2 f7-f5
13. Sc3-e2 Tf8-f6
14. g2-g3 Tf6-h6
15. Kgl-g2 Sd7-f6
16. Sf3-g1! De7-f7

Lösung des Endspiels Nr. 66 von S. Kind
Weiß: Ke4, Te4, Ld1, Sh3, Be6, f4 (6). Schwarz: Kd6, Le7, Se1, Bb2, b3, c7, e5 (7). Weiß zieht und macht remis.
1. f4xe5+ Kd6-e6 2. Te4-c1! b2xc1 Springer (b2xc1 Dame 3. Ld1xb3+ nebst Lb3xc4+) 3. Ld1xb3+ Se1xb3 4. Sh3-g5+! Le7xg5, und Weiß ist patt.

Lösung der Partiestellung Nr. 56

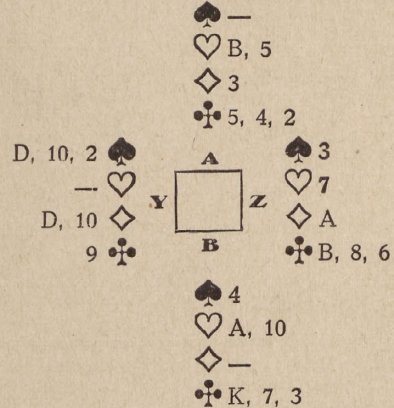
Weiß (Sorowitz): Kg1, De1, Te4, Lb2, Ld3, Sf5, Ba3, d4, f2, g2, h2 (11). Schwarz (Kewitz): Kg8, Dds, Tes, Las, Sb6, Sd5, Ba6, b5, f7, g7, h7 (11). Weiß am Zuge, kündigte ein Matt in sieben Zügen an.
1. De1-g5! g7-g6 (Dd8xg5? 2. Te4xe8+ 2. Dg5-h6! g6xf5 3. Te4-g4+! f5xg4 4. Ld3xh7+ Kg8-h8 5. Lh7-g6+ Kh8-g8 6. Dh6xh7+ Kg8-f8 7. Dh7xf7+. Eine elegante Kombination!

Am Spieltisch

Bridge-Aufgabe Nr. 68

Geleitet von Dr. Emanuel Lasker.

Von Jay Need.



Herz ist Trumpf, B am Spiel. B nimmt fünf der sechs Stiche gegen jede Verteidigung.

Lösung und Besprechung der Bridge-Aufgabe Nr. 67

Es kommt darauf an, die Herzen von Y nicht zur Entwicklung gelangen zu lassen, dagegen die Pik auf den Tisch zu zwingen. 1. Karo Dame, A sticht mit Buben. 2. Trumpf, B schneidet, 3. Trumpf, A wirft Herz ab, 4. Karo 6, Y ist in Abwurfzwang.



Weißt Du, da gibt es keinen Zweifel:

Weder „Luxus- und Wunder-Cremes“, noch „Nachahmungen“ können

NIVEA-CREME

ersetzen. Denn es gibt auf der ganzen Welt keine andere Hautcreme, die das hautpflegende Euzerit enthält, und darauf beruht ihre überraschend wohltuende Wirkung. Das ist das ganze Geheimnis, und es kostet nur wenige Pfennige! / Preise: RM 0.15-1.00

Also: Nur Nivea-Creme nehmen, nichts anderes!



Zur Körper-Massage **NIVEA-ÖL**, vor allem auch nach jedem Bade

Ja, ganze zehn Jahre NIVEA-KINDERSEIFE



Pflegen Sie die zarte, empfindliche Haut Ihres Kindes ganze 10 Jahre hindurch mit der nach besonderer ärztlicher Vorschrift hergestellten Nivea-Kinderseife. Denn erst spät wird die Haut der heranwachsenden Jugend so widerstandsfähig, daß sie auch eine weniger milde Seife vertragen kann. Mit ihrem seidenweichen Schaum dringt Nivea-Kinderseife schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde und kräftige Hautatmung. Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pfg., die Kartonpackung mit 3 Stück RM 1.58

Damen mit besonders zartem, empfindlichem Teint benutzen gern Nivea-Kinderseife.



1	2			3	4	5	6
7			8				
		9					
10	11				12		
13			14	15		16	
	17		18		19	20	
21				22			
	23		24	25			
26					27		
28					29		

Für Rätselfreunde jeden Mittwoch „Denken und Raten“
Einzelnummer 20 Pfg., monatlich 75 Pfg., durch alle Buchhandlungen,
Postanstalten, den Verlag Eherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

Zu später Anfang (Zitatergänzung)

Er lernt noch Klavier in den fünfziger Jahren
Und kennt nun beim Üben kein Maß und kein Ziel;
Jüngst sagte sein Liebling — ich hab es erfahren: 27369
— — — — —

1681

Im Jahre 1681 setzte sich Kurtrier. Jedoch kam es den Bewohnern der Gegend in Nieder-Selters. Quelle.

Staats-Quelle

Nieder-Selters

Das einzige rein natürliche Selters

Altbewährtes Heil- u. Linderungsmittel bei Erkrankungen der Atmungsorgane und bei Grippe
Erkennungsschriften durch das Zentralbüro Niederselters, Berlin W 8, Wilhelmstrasse 55

	1	2	3	4	5	6	
7	8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29	30
31	32	33	34	35	36	37	38
39	40	41	42	43	44	45	46
47	48	49	50	51	52	53	54

(Gefezlich geschütt)

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. — Die Buchstaben, von 1 bis 54 fortlaufend gelesen, ergeben die Anfangszeile eines Wanderliedes von Scheffel.

27131

Bedeutung der einzelnen Wörter:

- | | | | | | | | |
|-----------------------------|----|----|----|----|----|----|----|
| 1. Stadt in Pommern | 22 | 14 | 10 | 18 | 42 | 9 | 31 |
| 2. Weihnachtsbaumschmuck | 4 | 5 | 45 | 10 | 44 | 52 | 36 |
| 3. öflicher Randstaat | 11 | 21 | 14 | 5 | 6 | 16 | 31 |
| 4. sagenhafter Gründer Roms | 28 | 2 | 45 | 12 | 11 | 25 | 40 |
| 5. dünnes Holzblatt | 7 | 46 | 28 | 37 | 9 | 16 | 34 |
| 6. Gartenpflanze | 13 | 12 | 23 | 3 | 47 | 30 | 16 |
| 7. Teil der Schraube | 15 | 33 | 1 | 41 | 54 | 8 | 10 |
| 8. Stadt an der Lahn | 32 | 39 | 42 | 43 | 4 | 36 | 49 |
| 9. Berliner Bildhauer (†) | 48 | 23 | 17 | 36 | 27 | 50 | 1 |
| 10. Fistelftimme | 19 | 5 | 35 | 51 | 53 | 18 | 44 |
| 11. Landzunge | 26 | 29 | 24 | 20 | 6 | 31 | 38 |

Silbenrätsel

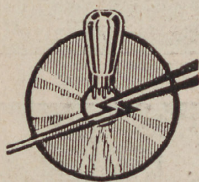
a — ak — al — bär — be — ber — cho — e — e — eis
— gen — gud — hei — i — in — ka — ko — la — ler —
li — li — lied — lo — nar — on — ral — ran — run — rus
— sa — sche — se — sell — si — sprung — ta — tel —
va — weit

Aus vorstehenden 39 Silben sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Dehmel ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Volksbelustigung, 2. Gartenblume, 3. katholisches Fest, 4. deutsches Heldengedicht, 5. polares Raubtier, 6. Betäubung, 7. Erzpater, 8. Kirchengesang, 9. italienischer Tanz, 10. olympischer Wettkampf, 11. Laubbaum, 12. feindlicher Einfall. 27265

An Frauen und Männer, insbesondere an die Jugend, wendet sich die Botschaft von Bô Yin Râ. Wer sie erfaßt, wird keine Ungewißheit mehr kennen!

Verlangen Sie die Einführungsschrift von Dr. jur.
Alfred Kober-Staehelin von uns direkt oder durch
Ihren Buchhändler! Kober'sche Verlagsbuch-
handlung (gegr. 1816) Basel-Leipzig.



Elektro- Radio- Phono-Praxis

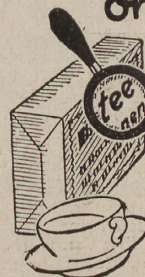
Fachzeitschrift für die technische u. geschäftliche Praxis von Elektro-Radio-Phono-Installation u. Handel

Das Blatt mit Kurzberichten für den vielbeschäftigten Fachmann

erscheint 14tägig Sonnabends / Bezugspreis viertel-
jährlich RM 3.— einschließlich 36 Pf. Postgebühr, hierzu
14 Pf. Bestellgeld, Ausland RM 4.50 (unter Kreuzband).

Verkehrs-Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW 68

Schlanker - aber
ohne Qualen!



Das Paket in dem Sie diesen od. einen and. Schlankheitstee kaufen, ist undurchsichtig. Erst Ihr Magen weiß, ob Sie richtig gewählt haben. Der kluge Käufer urteilt so: 1. **Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee** bewährt seit ü. 25 Jahren. 2. Er ist über ganz Europa verbreitet. 3. Keiner wurde öfters nachgeahmt. 4. Viele taus. Atteste v. Aerzten u. Verbrauchern bürg. für ihn. Darum: eine Tasse Tee jeden Morgen, das macht schlank u. elastisch, erfrischt das Blut u. die Säfte, ist bekömmlich und wohlgeschmeck. Pack. M. 1.80,-. Korp. M.9,-, extrastark: M. 2.25 u. 11.25. In all. Apotheken u. Drog. Nehmen Sie aber nur

Dr. ERNST RICHTER'S
FRÜHSTÜCKS-KRAUTERTEE
„Hermes“ Fabrik pharmazeut. Präparate
München 91 Gullstraße 7